Saarbrücker HEFTE

Das Gute Leben. Was es sein könnte. Was es nicht sein kann. Wie leicht oder schwer es zu haben ist. Wie man sich drumherummogelt. Und ein paar Ideen für alle, die's damit versuchen wollen.

Geld und Geist im Beißkrampf oder:
Der Untergang der Philosophischen Fakultät

Kunstunterricht für Krämerseelen. Am Beispiel von Richard Serra: Torque

Ein neuer Autor: Der Literaturchef von „Le Monde" schreibt für die SAARBRÜCKER HEFTE

Eine neue Rubrik: Sie heißt ABENTEUER. Jetzt wird's spannend.

Neue Gedichte von Ellen Diesel

Des Abendlandes erstes Kunstwerk in Kaffee- und Rotweintechnik

Über die Erfindung der Wahrheit durch Ludwig Harig

Die Kulturbilanz mit einem Beitrag über Fascho-Rock

Rezensionen zu Stauch, Astel, Fuchs, einigen tausend Seiten Regionalgeschichte und sonstigen Saarlandika

Heft 68
Dezember 1992

Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 68, Dezember 1992

Herausgeber:
Verein Saarbrücker Hefte e.V.
Mechtild Grandmontagne, Marianne Heckeler, Klaus Ducke

Geschäftsführende Redaktion (verantwortlich):
Dirk Bubel, Hans Horch

Redaktion:
Mechtild Grandmontagne, Achim Huber, Hermann Kotthoff, Eva Labouvie, Uwe Loebens, Bernd Nixdorf, Dietmar Schellin, Peter Schmitt-Egner, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Carola Schweizer, Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:
Dudweilerstraße 22, 6600 Saarbrücken, Telefon (06 81) 39 95 14

Verlag:
Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH, Sauermilchstraße 14, 6682 Ottweiler, Telefon (0 68 24) 20 97

Layout:
Dirk Bubel, Johannes K. Götzinger, Hans Horch, Achim Huber, Uwe Loebens, Bernd Nixdorf

Satz und Druck:
Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH

Verkaufspreis:
14,50 DM (Doppelheft 18,– DM)

Jahres-Abo:
22,– DM (2 Hefte zuzüglich Porto)
Abo-Bestellungen an den Verlag.
Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.
Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:
Dirk Bubel, Michael Buselmeier, Ellen Diesel, Edwin Dillmann, Sokrates Evangelidis, Hans Horch, Hans-Henning Krämer, Stefan Leiner, Pierre Lepape, Uwe Loebens, Nils Minkmar, Bernd Nixdorf, Gerhard Paul, Erhard Schmied, Dietmar Schmitz, Rolf Schwendter, Reinhard Wilhelm, Rolf Wittenbrock.

Die Fotos dieser Ausgabe stammen von folgenden Fotografinnen und Fotografen:
Hans Horch, Anmarie Jenkins, Uwe Loebens, Nils Minkmar, Bernd Nixdorf, Martina Rubel, Michael Schmidt, Michael Strauss.

Titelbild:
Uwe Loebens

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir: der Landeshauptstadt Saarbrücken, der „Arbeit und Kultur Saarland GmbH", der Saarmesse GmbH und dem Sparkassen- und Giroverband.

SAARBRÜCKER HEFTE

Inhaltsverzeichnis

Editorial 3

Das Gute Leben
Rolf Schwendter:
Das „gute Leben". 16 Sach-Meditationen 4

Hans Horch:
Eine längere Betrachtung über den kürzesten Weg zu einem guten Leben 7

Bernd Nixdorf:
Et in Arcadia Ego 14

Dirk Bubel:
Versuch 'mal in der Stadt 'n Huhn zu schlachten 16

Reinhard Wilhelm:
Einer, der die Arbeit nicht braucht 20

Nils Minkmar:
Philosophie des Rückzugs – Ökonomie des Nützlichen 23

Hans-Henning Krämer:
Sehen und gesehen werden 28

Bernd Nixdorf:
Der heilige Furz 30

Dietmar Schmitz:
Rundum-Sorglos-Urlaub im Fix-und-Fertig-Club 32

Diskussion
Reinhard Wilhelm:
Vollwertuniversität oder Technische Hochschule 38

Bernd Nixdorf und Hans Horch:
Schneller hinken allein genügt nicht 40

Kunst
Uwe Loebens:
Torque – der Dreh an dem Ding 42

Galerie
Hans Husel:
Métro Musique 47

Literatur
Ellen Diesel:
Kirschheck, Von der Heydt 52

Ralph Schock/Ludwig Harig:
„Weil es die Wahrheit nicht gibt, muß man sie erfinden." 59

Fenster nach Frankreich
Pierre Lepape:
Verdrängung und Wiederkehr 64

Abenteuer
Uwe Loebens:
Marousssi 67

Kulturbilanz
Sokrates Evangelidis:
Ob uns das gefällt? 68

Rezensionen
Erhard Schmied:
Eine schlechte Geschichte 71

Michael Buselmeier:
Mit unbewaffnetem Auge 72

Dietmar Schmitz:
Geschichten, die nicht gut ausgehen 74

Rolf Wittenbrock:
Historiker und Zeitzeugen im Gespräch 76

Gerhard Paul:
Von der „Verhexung des Verstandes" durch Nationalismus und symbolische Politik 78

Stefan Leiner:
Viele kleine Vereinsgeschichten 81

Hans-Henning Krämer:
Der verlorene Fluß 84

Edwin Dillmann:
Es ist ja schließlich ein DuMont 87

Publikations-Hinweis zu Carl Büch 88

Autorinnen und Autoren 89

Editorial

Die Philosophen haben das Gute Leben verschieden interpretiert; uns kommt's drauf an. Denn wie jeder weiß, ist das Gute Leben im Saarland erfunden worden. Wir sind eben eher praktisch veranlagt.

Aber Hand auf's Herz! Beschleicht nicht auch den tätigen, der Grübelei abholden Knoddler zuweilen der Zweifel, ob das schon alles gewesen sei? Wenn er etwa nach dem elften Volksfest der Saison seinen Stand abbaut, oder wenn er wieder einmal am Ufer des Stockweihers den Schwenker kreiseln läßt, empfindet er da trotz etlicher Biere nicht manchmal eine gewisse Leere?

Bevor solch leichtes Unbehagen an der Freßkultur sich zu einer manifesten good-life-crisis auswächst, sind die SAARBRÜCKER HEFTE zur Stelle. Mit leichter Kost im *Schwerpunkt* immer dem allgemeinen Wohlbehagen verpflichtet, servieren sie vermischte Aperçus zu der Frage, was Gutes Leben sein könne. Die kann man zwar nicht trinken, aber vielleicht machen sie trotzdem Appetit auf ein paar eigene Gedanken zum eigenen Leben. Und vielleicht kommt dabei ein Vorsatz für's Neue Jahr heraus, z. B. die stoische Maxime: Ich will mich nicht mehr ärgern. Zumindest nicht über Dinge, die es nicht wert sind.

Das raten wir auch den interessierten Lesern unserer *Diskussion,* die sich diesmal mit den bevorstehenden Veränderungen an der Universität befaßt. Da hätte Informatik-Professsor Reinhard Wilhelm einige Fragen an die Adresse der Philosophischen Fakultät. Nachdem die Bewahrer des abendländischen Geistes einen ausgeprägten Hang zum Eigentor erkennen ließen, haben wir zwar nicht ihre Verteidigung, wohl aber den Gegenangriff in unsere Hände genommen.

Aber das ist längst noch nicht alles, was wir den Akademikern draußen im Stadtwald gutes tun. Unter der Rubrik *Kunst* können sie nämlich nachlesen, daß Serras „Torque" nicht nur eine Kostenfrage ist.

Besonders heimatverbundene Leser mögen sich über dies Lob des Fremdartigen damit hinwegtrösten, daß unsere *Literatur*-Seiten das neue Buch des saarländischen Schriftstellers ausführlich würdigen. Besonders sparsame werden es anerkennen, daß wir einer Kunstform sieben Seiten geben, die fast gratis ist: it's only poetry, but we like it.

Durch's *Fenster nach Frankreich* kann diesmal etwas erblickt werden, was auch unsere Nachbarn gern übersehen. Es geht um den Algerienkrieg im literarischen Gedächtnis.

Eine nachtragende Bemerkung zum vorangegangenen Heft und seiner Rezeption können wir uns schließlich nicht verkneifen. Da haben mehrere Autoren schwerwiegende Einwände gegen Jochen Gerz' Unsichtbares Mahnmal vorgebracht. Weder der Künstler, noch seine Studenten, noch seine Freunde aus Politik, Kunstbetrieb und Presse haben sich dagegen gewehrt. Dies Schweigen der Kenner ist weniger noch als ein schlechter Film. Es ist ein Lehrstück darüber, wie mit zersetzendem Raissonnement zu verfahren ist. Hierzulande wird nicht lange mit Argumenten gefackelt, hier wird durchgezogen, was durchgezogen werden muß. Und wenn's ein Holocaust-Memorial ist.

Hans Horch

Das „gute Leben". 16 Sach-Meditationen

Von Rolf Schwendter

1.

Das „gute Leben", „vita activa", „vita contemplativa", das „richtige Leben". Kaum eine Person meiner Generation, mit entsprechendem bildungsbetontem Hintergrund, der nicht umgehend hierzu der Satz Theodor W. Adornos, es gäbe kein richtiges Leben im Falschen, einfiele.

Der Kontext ist eindeutig. In den USA, welche allgemein als ein reiches Land zu gelten pflegen, besteht der Skandal einer Armutsbevölkerung im Ausmaß von wenigstens 30 Millionen Leuten: hungernd, wohnungslos, analphabetisch, kriminalisiert. In Somalia wiederum wirkt diese Verelendung noch geradezu als luxuriös (Und Somalia kann hier schon fast als Metapher gelten: der Mehrheit der Bevölkerung in ca. 40 weiteren Ländern geht es ja keineswegs sehr viel anders.). In Regionen, welchen nach 1989, wie es schien, die Freiheit zuwuchs, zerfleischen sich die Völker, von Bosnien bis nach Berg-Karabach. Noch in jenem Land, für das ich Vorliegendes schreibe, bewegt nach der Vereinigung die Armutsbevölkerung von 10 auf 15 Millionen sich zu: kaum aufhaltsam, wie es unter den zeitgenössischen politischen Bedingungen scheint, und von rechtsradikalen Ausbrüchen der Verarmenden gegen andere Verarmte begleitet. Nicht zu reden von den gleichbleibend zunehmenden Verheerungen der Natur, wo ein Sechzehnstundentag nicht mehr ausreicht, auf die je persönlichen Konsequenzen zu reflektieren – ich spare mir an dieser Stelle die Aufzählung, zumal zu befürchten ist, daß ich an anderen Passagen vorliegenden Beitrags ohnehin darauf noch zu sprechen kommen werde müssen.

2.

Ein „gutes Leben". Die Religionen aller Zeiten wußten Bescheid. „Buddha, die Lehre, die Gemeinde", heißt es im Buddhismus: auf den Atem achten, kein Leid zufügen, asketisch sich nicht mit Askese quälen. Die Thora im Alten Testament kennt einige hundert Vorschriften aus so gut wie allen damaligen Lebensbereichen, die das „gute Leben" gewährleisten. Jesus von Nazareth sagt die Normen des Dekalogs dem reichen Jüngling (dessen Grenzen dann in dem Verkauf aller seiner Güter liegen). Auch der Islam kennt eine Handvoll Grundregeln (das Almosengeben, das fünfmalige tägliche Gebet, die Einhaltung des Fastenmonats Ramadan, die Wallfahrt nach Mekka ...), die ihm ein gutes Leben konstituieren.

Ein „gutes Leben". Die Religionen aller Zeiten wußten Bescheid. Wenn nicht inmitten dieser Ansprüche vom guten Leben jahrtausendelang so viele Millionen schlecht gelebt hätten, wäre ja fast daran zu glauben gewesen ...

3.

Ein „gutes Leben", ganz im Gegenteil. Und das nach Klassenströmungen aufgegliedert: Die Reichen, aus Platzmangel sehr vereinfacht dargestellt, zahlen Villen, Jachten, Markengadgets (von der Uhr bis zum Pullover), Champagner und eine situativ ausgewogene Nouvelle Cuisine hinzu. Für andere (die kleinen Geschäftsleute, die Angestelltenkultur, die Facharbeitenden) beginnt das gute Leben mit einem Haus (und sei es in Fertigbauweise), einem Automobil, Frau/Mann, zwei Kindern, einer komplettierten Unterhaltungselektronik und einem gefüllten Kühlschrank. Armen Leuten (und wenn sie hierfür hunderte Kilometer überwinden müssen) reichen hierfür Wohnung, Arbeitsplatz und riesige Bündel von Gebrauchsgütern, die aus den Aldis und Hortens in riesigen Ansammlungen herausgeschafft zu werden pflegen. Und so weiter.

4.

Ein „gutes Leben", ein „richtiges Leben", gesamtgesellschaftlich durch Religionen (und zumeist zu Lasten der Schwächeren) verregelt, gesamtgesellschaftlich durch Ökonomien (von den Früchten der Ertragnisse fremder Arbeit bis hin zu den Revolten der Hungrigen, die bekanntlich an den Brotläden enden) determiniert. Keine Subkultur, die dem nicht ihre eigenen Phantasien (und Praxisansätze) vom guten Leben entgegengesetzt hätte.

„Leicht, glücklich verliebt, immer sattgegessen und fröhlich" hatte ich selbst 1964 im (leider immer noch unveröffentlichten) Lyrikzyklus „Blues auf dem Weg zum Wahnsinn" als Vision eines guten Lebens formuliert: eine Aussage, die, aus ihrer Negation, trefflich meinen damaligen Ist-Zustand abschildert. Freilich war mir dieses gute Leben damals so unwahrscheinlich, daß ich es ins (allerdings stark verweltlichte) Neue Jerusalem verlagert hatte.

Für Fritz Teufel bestand 1968 der Inbegriff des guten Lebens in einer dicken Scheibe Käse (anstelle des Brots), dick mit Marmelade bestrichen. Die emotionellen Subkulturen formulierten „Am Morgen ein Joint / und der Tag ist Dein Freund". Das ungebundene Leben auf dem Motorrad, ein Meer von roten Fahnen im Umkreis eines nahenden Sonnenunterganges, eine aufgelegte Scheibe mit Sitar-Musik im Kerzenschein, der eine und einen mit Zärtlichkeit umfängt: geradezu archetypische Bilder eines „guten Lebens", wenn auch hier und jetzt entstanden und

nicht im Geschwätz der Jahrtausende, wie dies bei manchen Archetypen Carl Gustav Jungs der Fall ist.

5.

Noch bei den Fußballfans: eine Kiste Bier, eine Gemeinschaft – und das Gefühl, endlich, endlich gesiegt zu haben (vor dem Spiel, beim Spiel oder nach dem Spiel).

6.

Das „gute Leben" als „einfaches Leben", nicht nur bei Ernst Wiechert.

Fast schon sprichwörtlich sind die Accessoires der ökologistischen vita activa geworden: Grünkernauflauf, Kräutertee, Wollkleidung, Fahrrad, Rauchverbot, Kinder in Tragetüchern, sonnenbestrahlte Duschen, Bauklötze, Sonnenblumen, aber auch Konsensprinzip, Ämterrotation, Solidaritätsabgaben für unterdrückte Völker (Dennoch kein weiter Weg zum Naturholz-Pflanzenfarben-Einfamilienhaus).

7.

Und die prompte New-Wave-Gegenreaktion: Neonlokale, gleißendes Licht, Pizza, Plastik, Walkman, Espresso, Video-Clips, Gleichgültigkeiten gegenüber Hierarchien und unterdrückten Völkern, Glattrasur und Bügelfalte.

8.

Es gibt kein richtiges Leben im Falschen, es gibt kein gutes Leben im schlechten Bestehenden.

9.

Und doch, so bin ich seit 25 Jahren versucht, Theodor W. Adorno zu korrigieren: gibt es nicht ein richtigeres Leben im mehr oder weniger Falschen? Ist es tatsächlich völlig gleichgültig, ob jemand den Beruf des Malers (akademisch oder autodidaktisch) ausübt oder den Beruf des KZ-Wärters? Ob er als Heilpraktiker oder als Killer sich betätigt? Ob sie so kundig mit Energien umgeht, daß (wenn dies Tausende tun) auch noch der Bau eines Wasserkraftwerks vermieden werden kann, oder ob sie jeden, der nicht so hemmungslos Elektrizität verschleudert, daß das Doppelte an Atomkraftwerken legitimiert wäre, als „Kommunisten" bezeichnet? (Letzteres hört sich zwar absurd an, ist mir indes mehrfach glaubhaft aus den USA berichtet worden.)

10.

Das gute Leben.
Eine Katze kommt zu mir,
schnurrt um die Beine.

11.

Das gute Leben, das bessere Leben, das schlechtere Leben. Das richtige Leben, das richtigere Leben, das weniger richtige Leben. Das einfache Leben, das einfachere Leben, das weniger einfache Leben.

Das Leben, das, mit einem (Mode-)Wort, seine Ambivalenzen mit sich trägt. Die aber dafür saftig.

12.

Eine alte Story konfrontiert die Befragten mit der Frage, ob sie einen (wie immer gearteten – dies variiert dann nach den Normen des Fragenden) Vorteil wahrnehmen würden, wenn der Preis dafür wäre, daß ein ihnen vollständig unbekannter Mensch, irgendwo auf der anderen Seite der Weltkugel, dafür, und das unauffällig, stürbe.

Tatsächlich scheint diese alte Story längst zur Wahrheit geworden zu sein. Würden alle Menschen der Welt so viel Energie und Ressourcen verbrauchen wie die Industrien, sowie die reicheren 70- bis 80 % der USA, der Planet wäre längst in Trümmer gegangen. Würden dieselben so viel Energie und Ressourcen verbrauchen wie Industrien und obere Zweidrittel Europas, sähe der Planet immer noch ganz schön alt aus.

13.

Nehmen wir auch noch Sigmund Freud hinzu, wird die Sache noch komplizierter. Zumeist wird von ihm nur isoliert der Satz zitiert (sinngemäß), daß das Glück wohl nicht zu den menschlichen Grundausstattungen gehöre. (Das „glückliche" Leben wäre eine weitere Konnotation zum „guten, einfachen, richtigen ..." Leben.) In der Tat ist die Stelle bei Sigmund Freud (es handelt sich um das 2. Kapitel des „Unbehagens in der Kultur") wesentlich differenzierter: Er vollzieht einen Querschnitt durch den großen Teil der ihm nachvollziehbaren menschlichen Glückseligkeiten: Spiritualität, Arbeit, Drogen (einschließlich gesellschaftlicher Veränderung, die Freud – ausgerechnet an dieser Stelle – den Menschen, die Drogen nehmen, als Alternative anempfiehlt), Wissenschaft, Religion, Kunst, Sexualität (es ist also schon Freud, nicht erst Wilhelm Reich, der das Konzept des Glücks als der Erfahrung des Orgasmus

nachempfunden annimmt). Das gute Leben wäre demgemäß das orgastisch potente. Daß dies allein nicht hinreicht, hat wiederum ausgerechnet Wilhelm Reich formuliert, wenn er auch diese Aufgabenstellung als eine für die Zukunft erst herauszustellende nennt: „Liebe, Arbeit und Wissen sind die Quellen unseres Lebens – sie sollen es auch beherrschen."

14.

Das „gute Leben" – oder doch, siehe oben, das „bessere Leben als ein noch schlechteres" vollzieht sich in beständiger Dichotomie zwischen Isolation und Vergesellschaftung. Bei den obigen Sachmeditationen ist mir aufgefallen, daß sie in ihren stoischen Vergnügungen zwischen Güte und Richtigkeit sehr oft auf einzelne Personen bezogen sind (die Meditation, die künstlerische Tätigkeit, die Tätigkeit, die Gastronomie ... verbieten zwar nicht die Addition zu einer Mehrzahl, welche indes diesen, und vielen weiteren, Tätigkeiten eher ähnlich wären). Auch noch für das Einfamilienhaus und für den Orgasmus genügt eine Dyade. Zum anderen krankt Isolation, allein oder zu zweit, auf die Dauer gleichermaßen: noch wenige Personen hat es gegeben, welche Isolationshaft gutgetan hat (bestenfalls als kleineres Übel gegenüber anders gewalttätigen gemeinschaftlichen Haftbedingungen); und auch die Sprache von der „Decke, die auf den Kopf fällt", von der „Folie à deux" (jenem „Wahnsinn zu zweit", den Michael Lucas Mueller völlig zu Recht den Sekten zugeordnet hat), von der Idylle, die in Horror sich transformiert, ist nicht dazu angetan, Vertrauen in die Güte des isolierten Lebens zu erwecken.

15.

Zum anderen ist auch Vergesellschaftung nicht automatisch eine Gewähr des guten Lebens – wiewohl der allergrößte Teil des utopischen Schrifttums (Thoreaus „Walden" bildet hier die bemerkenswerte Ausnahme) und so gut wie alle Subkulturen in ihr den Königsweg zum guten (besseren, weniger schlechten) Leben sehen. Abgesehen, daß es mit Sicherheit auch regressive Vergesellschaftungsformen gibt (Banden, hierarchisch strukturierte „Massen" ...), erweckt zumeist noch die angenehmst empfundene Familie, Wohngemeinschaft, Gruppe, Kommune, Genossenschaft ... den dringenden Wunsch, einen Frei-Raum (und Frei-Zeit) für industrielle Verarbeitungsformen zu haben. So hat Virginia Woolf das dringende Bedürfnis der Hausfrauen nach einem Raum für sich allein, in dem sie die Tür hinter sich zumachen können, ausformuliert. Bei Seminaren etc. pflege ich selbst den dringenden Wunsch zu haben, wenigstens eine halbe Stunde bis Stunde am Tage für mich allein zu sein – besteht die Gelegenheit nicht dazu, fühle ich mich gehirngewaschen. (Es mag gesamtgesellschaftliche Teilkulturen und Subkulturen geben, die Gehirnwäsche als unverzichtbares Moment des guten Lebens ansehen – ich zähle zu jenen, welchen diese Perspektive immer unheimlich war.) Die bedeutsamen kulturellen Unterschiede in dieser Hinsicht sollen allerdings keineswegs unter den Teppich gekehrt werden: Die Ausführungen in dieser Sach-Meditation würden etwa einem Beduinen, einer Native American, einem mittelalterlichen Gilde-Mitglied, manchen Mönchen (obwohl die Unterschiede gerade hier sehr groß sind) unverständlich erscheinen.

16.

Gleichwohl liegt in einer gemäßigten, über die Familie hinausgreifenden, an Gruppendruck und hierarchischer Stratifizierung armen, Vergesellschaftung noch am ehesten der Weg zu einem besseren Leben. Ob diese nun Gruppen, Stämme, Clans, Vereine, Genossenschaften, Verbände, Gesellschaften mit beschränkter Haftung oder mit vinkulierten Namensaktien oder bürgerlichen Rechts, Gilden, Gemeinden, Subsistenzeinheiten, Ökodörfer, (wie auch immer) sind, ist mir hierbei weniger wichtig. Wichtiger wären mir hierbei andere Eigenschaften, wie beispielsweise zu nennen: freiwillig, dezentralistisch, gewaltarm, akephal (wie dies Fritz Kramer bei der Betrachtung afrikanischer Ethnien ohne Staatsapparat genannt hat).

Vielleicht läge in einer ausdifferenzierten Varietät vielfältiger genossenschaftlicher Beitrittsmöglichkeiten noch am ehesten eine Art ersten Schritts zu einem „besseren Leben" (wenn schon nicht zu einem „guten"). Dies könnte bei einer Vollgenossenschaft beginnen (dem Kibbuz, dem Kloster, dem Ökodorf ...) und bei Aktionen vom Typus „Nachbar in Not" (Rundfunk, Caritas und Rotes Kreuz sammeln Spenden, um Lastwagen mit Lebensmitteln etc. von derzeit ca. 60 Millionen DM in ehedem jugoslawische Krisengebiete zu schicken) enden.

Im Zentrum zwischen diesen beiden Extremen läge jedoch jene Vielfalt möglicher sekundärökonomischer Aktivitäten berufstätiger Menschen auf allen möglichen Feldern des Alltagslebens (von der Ökologie zur Kultur, von verlassenen Gebieten der Produktion bis zu materiellen Dienstleistungen), welche sowohl finanzielle Mittel als auch Arbeitstätigkeiten der an ihnen beteiligten Menschen in Anspruch nähmen – bis hin zum Minimum.

Eine längere Betrachtung über den kürzesten Weg zu einem guten Leben

Von Hans Horch

Der Sonntag eines Surfers

Sonntag. Kein Wölkchen am Himmel, eine leichte Brise. Endlich, nach so vielen kalten nassen Tagen. Der Surfer fährt den Wagen aus der Garage, eilt in den Keller und schleppt herbei: Dachgepäckträger, Brett, Segel, Mast, diverse Stricke, Gummianzug, Handschuhe, Schuhe mit rutschfester, noppenverleimter, hydraulischer Hyperdesolytsohle, dies und das und jenes auch noch. Seine Frau, die Surferin, hat inzwischen das Picknick in der Kühltasche verstaut, sie hat Tassen, Gläser, unzerbrechliche Teller, das Outdoorbesteck, den survival kit, Minigrill, Erfrischungstücher, Sonnencreme, Campingtisch, Klappstühle, Sonnenschirm, Luftmatratze, Camcorder und Discman bereitgestellt. Dann hilft sie ihrem Mann, dem Surfer, das alles im und auf dem Auto zu verstauen. Der Gatte ist schon leicht gereizt, denn der exclusiv BMW-taugliche, im Windkanal und unter Sahara- wie auch Arktis-Bedingungen getestete, diebstahlsichere und benutzerfreundliche Leichttitanträger ist von einem computerunterstützten Designerteam ausgeklügelt worden, während ihm, dem sonst so freundlichen Benutzer, im Moment nur der gesunde Menschenverstand zur Verfügung steht. Aber da findet seine Frau, die Surferin, den Dreh, und schon, nach nur zwei Stunden Arbeit, ist man reisefertig.

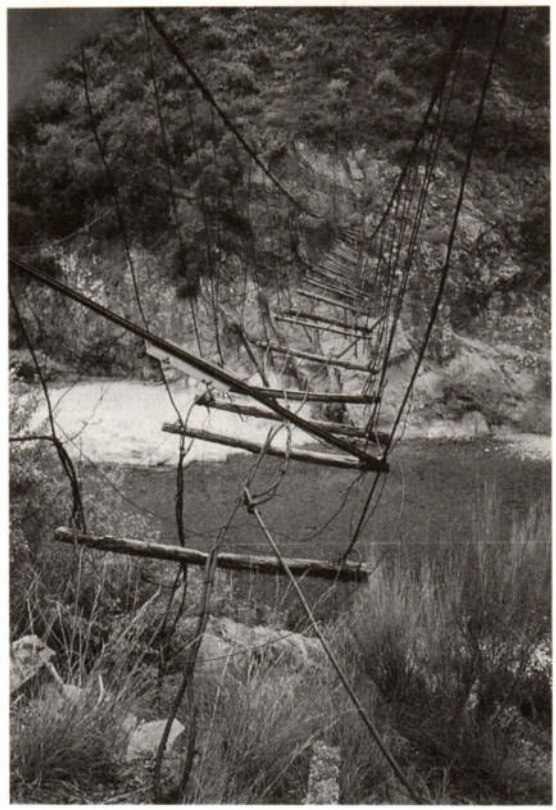
Sonntag. Kein Wölkchen am Himmel, eine leichte Brise. Endlich, nach so vielen kalten nassen Tagen. Ein paar hundert Surfer hatten die gleiche Idee, und da der Weg zum See sich mit dem Weg zum Berg kreuzt, verhakelt sich die Karawane der Surfer unauflöslich mit der Karawane der Drachenflieger. Zähflüssiger Verkehr, Stau, Parkplatzsuche, Liegeplätze schon knapp: Das waren noch einmal zwei Stunden Streß.

Aber da lächelt der See! Abladen, macht noch eine Stunde. Zeit fürs Picknick. Die ersten lassen schon ihre Bretter zu Wasser, also schlingt man in einer halben Stunde herunter, was gestern drei Stunden Global-Shopping-Bazaar-2000 gekostet hat: zähflüssiger Verkehr, Stau, Parkplatzsuche, Wagenrennen, Schlangestehen, mitreißende Stimmungsmusik ...

Zwischenbilanz: eine halbe Stunde halber Genuß, acht Stunden Streß.

Aber dann! Er segelt eine Stunde, sie segelt eine Stunde, es ist herrlich und alles geht gut: kein Sturz auf den Steiß, kein verrenktes Handgelenk, Brett unversehrt. Toll!

Dann Aufladen (eine Stunde), Heimfahren (zwei),



Abladen (eine). Zweite Zwischenbilanz: eineinviertel Stunden Genuß, dreizehn Stunden Streß.

Aber das war noch nicht alles: Surfbretter und Drumherum haben je zwei Monatsgehälter gekostet. Oder dreihundertzwanzig Stunden Arbeit. Würden sie in ihrer fünfjährigen Lebensdauer vierzig Mal eine Stunde genutzt, so bedeutete dies, daß der Surfer und die Surferin pro Surfstunde acht Stunden gearbeitet hätten. Das Aufwand-Genuß-Verhältnis liegt mittlerweile bei 21 zu 1,25.

Bedenkt man, daß der Erwerb einer kompletten Surfausrüstung Fachkenntnisse voraussetzt, die man durch das Studium von Zeitschriften und Katalogen, durch Expertenkonsultationen, Messebesuche etc. erwerben muß, außerdem das Vergleichen verschiedener Angebote, Kaufverhandlungen, Bestellungen, Reklamationen, also genau das, was unser Surfer – er ist Betriebswirt – Tag für Tag tut, müssen nochmal zweiunddreißig Stunden pro Jahr oder vier Stunden Arbeit pro Surfstunde in Rechnung gestellt werden.

Endergebnis: 25 zu 1,25, das entspricht einem Aufwand-Ertrags-Verhältnis von zwanzig zu eins.

Surfen entpuppt sich als recht asketischer Genuß, und dennoch ist dieses Verhältnis noch ganz gut. Hätte ich mein Exempel am Besitzer eines Ferienhauses statuiert, der Jahre seines Lebens (potentiell Tausende von kostenlosen Stunden auf einer Wiese) dafür hingegeben hat, gelegentlich auf seiner eigenen Terrasse sitzen zu dürfen, dann käme ein noch ganz anderes Ergebnis heraus. Glücklicherweise bin ich zu faul, es durchzuexerzieren.

Mag ja sein, ließe sich einwenden, daß zeitgenössi-

sche Vergnügungen recht aufwendig sind. Aber gibt es denn Alternativen?

Ja. Zum Beispiel, was die Nachbarn unserer Surfer getan haben. Die haben eine Stunde länger geschlafen (kostenlos), sind im Wald spazierengegangen (kostenlos), sie haben sich auf eine Lichtung gelegt, in die Ferne geschaut, geträumt, geplaudert, an Blumen gerochen, Beeren gepflückt, einen Fasan und einen Milan gesehen (bis hierhin alles kostenlos), sie haben Federball gespielt (von Aldi, 9 Mark 99), sie haben gelesen (ein Buch zu kaufen kostet sie je eine Stunde Arbeit, es erfreut sie sechs bis acht Stunden). Sie haben beim Italiener zu Abend gegessen (1:1). Langweilige Rentnervergnügen, werden Sie vielleicht schimpfen, aber ich habe Ihnen ja noch nicht verraten, daß sie sich morgens und abends ein Stündchen Sex gegönnt haben, kostenlos, und jetzt können Sie sich aussuchen, mit welchem Intensitätsfaktor Sie diese zwei Stunden multipliziert haben möchten.

Haben Sie sich entschieden? Gut, dann werden wir uns weniger interessanten, aber auch eindeutig zugunsten des Nachbarn ausfallenden Berechnungen zuwenden. Da dieser weder eine Surf-, noch eine Globetrotterausrüstung, noch ein Campingcar, noch eine Yacht, noch einen Jeep, noch einen Urlaub auf den Malediven begehrt, kann er auch seinen Beruf ganz locker angehen. Der Surfer haut sich verbissen mit den Kollegen um die zum Jahresende freiwerdende Abteilungsdirektorsstelle, und der Nachbar schaut gelassen zu. Während die Kollegen ihre Dolche schärfen und ihr Gift mischen und vor dem Chef auf und nieder springen, zieht der Nachbar schon mal seinen Walkman (Debussy, falls es Sie interessiert) aus der Schublade oder ein Foto von seiner Traumlandschaft, oder er ruft seine Liebste an und sagt ihr, wie gut ihre Haut schmeckt.

Und da ihm der Anblick seiner erfolgreichen, aber doch immer irgendwie beleidigt dreinschauenden Kollegen das köstliche Gefühl der Schadenfreude verschafft, kommt er selbst auf der Arbeit zu Genüssen, denen nach allen internistischen Erkenntnissen sogar lebensverlängernde Qualitäten zu eigen sind.

Das Prinzip Dummheit

Vielleicht, lieber Leser, können Sie Surfer auch nicht leiden, und Sie werden mir deshalb und dank der eben so gelobten Schadenfreude allzu schnell zustimmen. Ich fürchte, meine weiteren Überlegungen werden Sie enttäuschen.

Das Prinzip Dummheit, das sich in der Surferei offenbart, ist nämlich nichts Geringeres als die Grundlage unserer Zivilisation, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn gerade Sie (oder ich) von etwas verschont blieben, was die wohlhabende Welt im Innersten zusammenhält.

Das Prinzip Dummheit besagt, daß der Aufwand an Anstrengung, den wir alltäglich auf uns nehmen, in einem grotesken Mißverhältnis zum erzielten Genuß steht. Es besagt, daß wir die Produktivität und Effektivität einer hochmodernen Ökonomie zu allererst dazu benutzen, um uns ganz und gar unnötige Arbeit und absolut überflüssigen Ärger zu machen. Es läßt uns die einfachen, unmittelbaren sinnlichen Genüsse mißachten, und es jagt uns auf den umständlichsten Wegen hinter vermittelten, indirekten und manchmal bloß illusionären Genüssen her. Dabei macht es die einzelnen, die sich ihm unterwerfen, keineswegs dumm. Ganz im Gegenteil spornt es sie zu den höchsten Intelligenzleistungen an. So sehr, daß sie die dumme Frage vergessen, was das Ganze eigentlich soll.

Die Belege für diese Behauptung sind Legion.

Zu viele Tassen im Schrank

Schauen wir einmal auf dem Weg zum Surfsee aus dem Autofenster. Da stehen sie, diese schmucken Häuschen, gepflegt und gehegt bis zu der Schraube, die die Dachtraufe hält, kleine Wunderwerke der Handwerkskunst in jedem Detail, vom Klapp-Kipp-Doppelglas-Eloxalfenster bis zur Einhandmischbatterie und zum Spezialmineralkratzrauhputz für zweitausend Mark pro Gebinde. Sie stehen in jenem Grünen, von dem kein Quadratzentimeter verschont blieb von der verbundsteinsetzenden, tannenpflanzenden, heckenschneidenden Hand. Wieviele Millionen Arbeitsstunden mögen alljährlich eingehen in den Bau und die Pflege dieser Tempel einer obskuren Religion, deren zentrales Gebot verlangt, der Mensch solle seine Gemütlichkeit haben?

Und wo liegt der Genuß? Die Ruhe, die die Idylle im Grünen verspricht, ist trügerisch. Ihre Voraussetzung ist ja ein ständiges Hämmern und Bohren und Rasenmähen und Autofahren und Straßenbauen und Straßenwiederaufreißen ... Die Entspannung, die sie verspricht, besteht aus Putzen und Tapezieren und Dübeln und Baumarktbesuchen und Mooszupfen und Zoff haben mit den Handwerkern. Über den ästhetischen Ertrag all dieser Mühen hüllen wir uns in Schweigen. Bleiben wir bei ganz nüchternen Kosten-Nutzen-Rechnungen und fragen wir uns, wie

lange Bauherren sich zu Bankensklaven machen, wie lange sie fronen für ihr kleines Glück. Addierte man die Laufzeiten aller aktuell abzustotternden Hypotheken in Deutschland, addierte man alle zum Hauserwerb aufgewendeten Arbeitsjahre, man käme jeweils auf mehrere hundert Millionen Jahre. Die Pyramiden sind ein Nasenpopel im Vergleich mit diesem Weltwunder der Dummheit.

Ein Häuschen haben Sie, lieber Surfer geringschätzender Leser auch nicht? Nicht einmal einen klitzekleinen Bausparvertrag? Ich erwische Sie trotzdem! Fegen Sie doch einmal hinter Ihrer Haustür. Was haben wir da? Vierzig Quadratmeter pro Person, nicht schlecht, damit ließe sich was anfangen. Wenn nicht die Hälfte davon als Warenlager genutzt werden würde, als Stapelplatz für Dinge, die donnerstags, samstags und zur Adventszeit kubikmeterweise angeschleppt werden, obwohl sie doch allenfalls ein paar Minuten im Jahr genutzt werden, und obwohl sie leicht mit Hilfe einiger Improvisationskunst und einiger ererbter Gegenstände entbehrt werden könnten.

Da unterhält ein Zwei-Personen-Haushalt eine Kücheneinrichtung, die einem Restaurant genügen und deren Preis so manches Essen in eben jenem Restaurant erschwinglich machen würde. Da gibt es neben dem Alltagsgeschirr das 144-teilige gute Service, Porzellan und Kristall, plus das 72-teilige (die Messerbänkchen habe ich nicht vergessen) Silberbesteck, komplett für ein großes Diner für die zwölf Personen, die nie kommen, weil sie für das gute Service arbeiten müssen für die zwölf Personen, die nie kommen, weil sie für das gute Service arbeiten müssen ... Hier könnte eine endlose Liste von überflüssigen Dingen folgen, aber die zusammenzustellen hieße selbst Arbeit zu verschwenden. Denn erstens gibt es den Quelle-Katalog schon, und zweitens können Sie ja, wenn Sie immer noch nicht überzeugt sind, einmal durch Ihre Wohnung spazieren und Ihr Hab und Gut betrachten. Fragen Sie sich dabei doch einmal stichprobenweise, wann Sie Ihre multifunktionale Küchenmaschine, Ihre Munddusche, Ihr Käsefondue, Ihren Entsafter, Ihre Getreidemühle, Ihren Capuccinoautomaten, Ihr Raclette, Ihre professionelle Foto-Ausrüstung, Ihre englische Rauchergarnitur, Ihren Luftbefeuchter, Ihren Teekessel vom Flohmarkt und Ihren irdenen Krug aus der Toscana zum letzten Mal in der Hand hatten, wann Sie Ihren Miró, Ihre Jadevase, Ihr antikes Schaukelpferd, Ihr blechernes Automodell zuletzt angeschaut haben, wann Sie auf Ihrem Super-Computer zuletzt einen Brief geschrieben haben.

Vielleicht bringen Sie nun, von solcher Attacke bedroht, jene wahrhaft nützlichen Gerätschaften in Stellung, die Ihr Haushaltsarsenal auch enthält, und die die häusliche Arbeit minimieren könnten, wenn sie eben dazu eingesetzt werden würden. Ja, der Staubsauger, die Waschmaschine, das elektrische Bügeleisen – ich würde sie gerne loben, hätte ihre Erfindung nicht unverzüglich eine kollektive Putzwut ausgelöst, die den potentiellen Zeitgewinn längst aufgezehrt hat.

Es geht, im Falle der Haushaltsführung wie in dem der Freizeit, auch anders. Ich kenne da einen, der hat eine zentral gelegene Wohnung gemietet, die zwar teuer ist, aber ihm das Auto erspart. Seiner Einrichtung fehlen alle Accessoires bürgerlicher Wohlanständigkeit. Von den 70.000 Mark, gleich zwei Nettojahreseinkommen, die er laut Versicherungsstatistik für seinen Hausrat gefälligst aufzuwenden hätte, hat er gut sechs Siebtel anderweitig verpulvert. Er frühstückt im Café, seine Wäsche bringt er zur Wäscherei, er ißt häufiger auswärts als zu Hause, seine Freunde lädt er ins Restaurant ein. Sein einziger Luxusbesitz ist eine Armbanduhr der Marke Rolex, um die ihn sogar sein Chef beneidet, weil der nicht weiß, daß ihm die Uhr aus Thailand mitgebracht worden ist und keine zehn Dollar gekostet hat. Da er keine Freude daran empfindet, sich von der Idiotenlampe bescheinen zu lassen, sieht man ihn häufiger im Theater und im Kino, in Konzertsälen, Galerien und Kneipen. Er muß Bücher nicht mehr unbedingt selbst besitzen, also mischt er sich gern unter die immer hübscher werdenden Benutzerinnen der Univer-

sitätsbibliothek, die er gelegentlich fragt, ob sie ihm an diesen scheußlichen neuen Computern helfen könnten. Die meisten können's, und manche sind stolz, es ihm zu zeigen.

Kulturbetriebsgesellschaft mit beschränktem Horizont

Surfer, Eigenheimer und Hausväter wären hiermit ausreichend abgewatscht. Um uns die letzten verbliebenen Sympathien zu verscherzen, wenden wir uns nun unsereinem zu, sagen wir denen, die Aktivurlauber verachten, weil sie selbst Kreativurlaub machen oder aber: der Kulturgesellschaft.

Bis hierhin habe ich mich darüber gewundert, warum so viele Leute sich so wahnsinnig krummlegen für so fade Genüsse. Jetzt nehme ich mir die vor, denen die faden Genüsse nachgeworfen werden, ohne daß sie sich krummlegen müssen, und die sich dennoch unter permanenten Streß setzen. Ich meine die, die in den zahlreichen Nischen der Leistungsgesellschaft untergekommen sind, Leute also, die nicht in der Lage sind, in der Erwerbsgesellschaft irgendetwas Nützliches zu tun, die aber andererseits zu zahlreich und zu intelligent sind, als daß man sie auf die Straße werfen könnte. Meist handelt es sich dabei um Menschen, die in Deutsch ganz gut waren, aber in Mathe immer eine Fünf hatten, und die dies zum Beweis einer irgendwie gearteten, irgendwann einmal zum Durchbruch kommenden Genialität nehmen. Sie enden gewöhnlich an Universitäten, Bildungseinrichtungen, bei Verbänden, Stiftungen, Parteien, Kirchen, Kammern, bei Gleichstellungsstellen, Kulturbürokratien, Rundfunk- und Fernsehanstalten und so weiter und so weiter. Alles Leute also, deren Tätigkeit keinerlei marktförmiger Effizienzkontrolle ausgesetzt ist und die sich, wenn sie nur wollten, einen schlauen Lenz machen könnten.

Woran sie allerdings im Traum nicht denken. Der Indologe, anstatt seine fünf Studenten in aller Ruhe in die Geheimnisse des Sanskrit einzuführen, er muß unbedingt bei der Deutschen Forschungsgesellschaft ein Millionenprojekt beantragen, damit die Veden endlich auf Computer erfaßt werden können. Der Mediävist lockt mit einer riesigen Ausstellung Hunderttausende von Besuchern an, die sich von ihrer Begeisterung auch dadurch nichts nehmen lassen, daß sie von den Exponaten nicht das Geringste begreifen. Der Germanist, anstatt sich vor dem Mittagsschläfchen an Hebels Stil zu erfreuen, er muß jenes Institut zur Erforschung der Literatur im alemannisch-badischen Grenzraum gründen, das uns allen so gefehlt hat. Der Musiklehrer, anstatt des Abends vor sich hin zu improvisieren, er muß dem empfindlichen Mangel an Gitarrenfestivals abhelfen, an dem wir so leiden. Sein Kollege von der Berufsschule wird der Welt beweisen, daß man einen Karnevalsverein wie ein Unternehmen führen muß, wenn man von der Presse ausreichend beachtet werden will. Der Archivar geht als Gründer eines Historischen Museums selbst in die Lokalgeschichte ein. Das kann der Galeriedirektor nicht auf sich sitzen lassen: ein Neubau muß her! Jawohl, ruft der Bibliothekar, mit einem media center im 12. Stock! Der Konservator organisiert einen internationalen Fachkongreß, der ihm das erhoffte Renommée nicht einbringt, weil die Aufmerksamkeit seiner potentiellen Bewunderer gerade absorbiert wird von der Organisation internationaler Fachkongresse. Und der Mitarbeiter der Volkshochschule, anstatt seiner eigenen Philosophie folgend in der Hängematte zu schaukeln, er muß unbedingt der Welt den Essay schenken, über dem gerade der letze Leser einschläft.

Niemals stand den Gebildeten so viel Zeit zur Verfügung wie heute, niemals waren sie so gut alimentiert, und niemals fanden sie so wenig Muße. Die Gelehrten und die Dichter des 18. und des 19. Jahrhunderts erbettelten oder verdienten karges Salär unter entwürdigenden Umständen, sie froren in zugigen Dachstuben, sie hatten nicht einmal richtiges Licht für ihre unermüdlichen Studien, geschweige denn kundige Pflege für ihre Hämorrhoiden. Aber Sitzfleisch. Dagegen erscheint der heutige Kulturbetrieb wie ein Haufen besoffener Ameisen. Es gibt viele Akademiker, aber wenige Gelehrte. Die Intellektuellen schmücken sich mit dem Habitus überbeschäftigter Manager. Sie genießen nicht Musik, sie stampfen

Musikfestspiele aus dem Boden. Sie lesen nicht die Bücher, die die Bibliotheken füllen, sie schreiben neue, die so neu gar nicht sind, und die keiner liest, weil ja alle selbst schreiben, filmen, malen, fotografieren, edieren, organisieren ...

Es geht in der intellektuellen Produktion nicht anders zu als in der materiellen: Die Gesellschaft genießt nicht in Ruhe die ungeheueren Reichtümer, die vorangegangene Generationen in harter Arbeit akkumuliert haben, sie produziert in manischem Bewegungsdrang immer neuen Tinneff.

Der paradigmatische Fall des Prinzips Dummheit ist das Fernsehen. Keine sonstige Institution schafft ein ähnlich ungünstiges Aufwands-Ertrags-Verhältnis. Man versichert mir zwar, es gäbe auch unterhaltsame Sendungen. Ich will das gerne, wenn auch ungesehen glauben. Frage ich jedoch gezielt nach, wann wer welche Sendung wirklich amüsant oder interessant fand, so stellt sich meist heraus: es waren drei, höchstens vier im letzten Monat. Das geben übrigens auch Leute an, die relativ viel Zeit vor der Glotze verbringen, und die die Namen von Talkmastern und Serienhelden so gebrauchen, als müsse jeder Mensch wissen, wer gemeint sei. Auch die empfinden beim Fernsehen offensichtlich kein sonderliches Vergnügen, es fällt ihnen bloß keine bessere Art ein, die Zeit totzuschlagen.

Damit der Fernseher nun monatlich drei bis vier schöne Stunden erleben darf, werden ihm hunderte von Sendungen über Dutzende von Kanälen ins Haus gepumpt. Ein unüberschaubares Heer hohlköpfiger Wichtigtuer wird besoldet, es werden Studios und Sendeanlagen betrieben, Maste erigiert, Satelliten ins All geschossen, ganze Länder verkabelt, Programmzeitschriften zusammengeschmiert, Millionen von Empfangsgeräten werden gebaut und vertrieben und repariert, Antennen werden montiert und so weiter und so weiter. Einen einzigen „Tatort"-Krimi läßt sich der Saarländische Rundfunk etwa eine Million kosten. Wie man hört, bekommen sogar die Drehbuchautoren und der Hauptdarsteller Geld für den Senf, den sie dazugeben.

Sollte es nicht möglich sein, mit einem Zehntel dieses Aufwands das Publikum wirklich zu amüsieren?

Spätestens an dieser Stelle rücken notorische Fernseher mit dem Argument heraus, daß der Kasten ja schließlich auch informiere. Innerhalb enger Grenzen schafft er das ja auch – aber zu welchem Preis! Da werden fünftausend Journalisten zum Weltwirtschaftsgipfel gejettet, damit sie der erstaunten Welt live mitteilen können, daß sieben Staatschefs auf einer Freitreppe gestanden und gelächelt haben. Über die tatsächlichen Probleme und Strukturen der Weltwirtschaft erfahren die Zuschauer nichts. Da berichten Korrespondenten unter Einsatz ihres Lebens, wer wann in welcher bosnischen Stadt auf wen geschossen hat und wieviele getroffen wurden. Blutige und abstumpfende Bilder werden mitgeliefert. Warum dort Menschen sich abschlachten, das könnte man ohne hohen Aufwand erfahren – durch den Vortrag eines Experten, durch eine einstündige Radiosendung, die eben nicht vor Ort, sondern in einem Forschungsinstitut in München entsteht, oder durch einen fünfzehnseitigen Aufsatz in einer Zeitschrift ohne Bilder. Aber das ist eine andere Geschichte.

Zur Politischen Ökonomie des Hedonismus

Während ich meinem letzten Leser schon vor zwei Seiten süßen Schlummer wünschen mußte, blickt mir mit gewohnter Strenge noch immer jenes höhere Wesen über die Schulter, das wir alle kennen und verehren. Die Gründerväter unserer arbeitssamen Zivilisation glaubten, es sei SEIN Wille, daß wir uns in unermüdlicher Unrast in dieser Welt bewährten, immerzu schaffend und erwerbend und SEINE Gabe der Vernunft kalkulierend anwendend auf all unser Tun (wenn auch nicht so, wie ich das eben getan habe).

Wir Aufgeklärten von heute haben solch religiöse Verbrämungen selbstverständlich nicht mehr nötig. Denn die Gebote jenes höheren Wesens sind uns längst in Fleisch und Blut eingegangen, und wenn einer anfängt zu spinnen, so meldet sich jenes höhere Wesen allenfalls in seiner zeitgemäßen Inkarnation als Über-Ich, und es spricht:

„Lieber Hans! Deine Überlegungen funktionieren allenfalls als Trittbrettfahrerphilosophie. Einzelne Schnorrer mögen nach ihnen leben. Aber einmal vorgestellt, sie machen Schule. Die Leute arbeiten immer weniger, und sie kaufen unserer Industrie immer weniger Produkte ab. Was geschieht? Schlüsselindustrien wie Unterhaltungselektronik und Autobranche geraten in die Krise, und die dort Beschäftigten arbeiten bald nicht weniger, sondern gar nicht mehr. Infolge um sich greifender Faulheit verliert die Wirtschaft ihre Entwicklungsdynamik, Innovationen bleiben aus, Zukunftsinvestitionen rentieren sich nicht mehr. Das Ergebnis wird sein, daß Arbeit ein knappes, heftig begehrtes Gut sein wird, und statt ei-

nes genußreichen Lebens wird es Not und Diktatur geben!"

Das Ich indessen – vom Es entsprechend angemacht – will an den Knecht Ruprecht der Nationalökonomie nicht mehr glauben. „Du hättest recht", erwidert es keck, „wenn wir sagen wir das Jahr 1950 schreiben würden. Aber heute, nachdem die Menschen der kapitalistischen Welt Dir jahrhundertelang gefolgt sind, nachdem sie einen wahrhaft märchenhaften Reichtum erarbeitet und phänomenales technologisches Wissen erworben haben, heute wird Deine Ideologie zum Opfer ihres eigenen Erfolgs."

Und dann schwingt das Ich sich auf zu einem neuen Lehrsatz der Politischen Ökonomie, zu dessen Falsifikation hiermit herzlichst eingeladen wird. Er heißt:

FAULHEIT UND GENUSSUCHT MEHREN DEN WOHLSTAND DER NATIONEN

Und er wird begründet wie folgt:

1. *Genußsüchtige (Wirtschafts-)Subjekte* bringen zwar die Anbieter fader Genüsse in Schwierigkeiten, aber sie *eröffnen neue Märkte,* auf die das Kapital selbstverständlich flexibel reagieren wird. (Sie sehen schon: eine rein marktwirtschaftliche Lösung zeichnet sich ab!) Es sind dies vor allem Märkte für Tätigkeiten, die der Bequemlichkeit dienen, und weniger Märkte für dingliche Güter. (In der Muttersprache der Politischen Ökomonie heißen Waren commodities.) Wenn die Menschen also erst einmal auf den Trichter kommen (Sie sehen: es gibt ein psychologisches Problem!), dann entstehen in allen Straßen Wäschereien, die die Produktion und Reparatur und Entsorgung von Millionen individueller Waschmaschinen und Bügeleisen überflüssig machen – und ihre mühsame Benutzung. Effektiv organisierte Putzdienste ersetzen Millionen von Haushaltsgeräten. Sie kosten mehr als diese, aber sie befreien Zeit. Private Autos verschwinden allmählich aus den Städten, man hat ja Zeit für den Bus, und außerdem gibt es Taxis. (Haben Sie einmal ausgerechnet, was Ihr Wagen Sie jährlich kostet und wieviele Kilometer sie dafür mit dem Taxi fahren könnten?) Man spart an der Haushaltseinrichtung, ißt beim Türken, läßt sich vom Traiteur was vorbeibringen. Die Einzelhändler kommen endlich auf die Idee, daß ein paar kleine Lastwagen billiger sind als Parkhäuser auf innerstädtischem Baugrund, und sie beliefern ihre Kunden nach telefonischer Bestellung. Das befreit den Kunden vom Streßeinkauf und gibt ihm die Zeit zum Einkaufsbummel, zur überlegten Auswahl der Kleidung beispielsweise, auf die Genießer natürlich Wert legen. Glotzapparaturen und den Hifi-Türmen, deren Qualitäten ohnehin bereits die feinsten Meßgeräte überfordern, wird etwas gehustet, dafür boomen Theater, Varietés, Kabaretts, Konzertsäle, Zirkusse, Tanzpaläste, Stadien und Kneipen. Die privaten Badezimmer werden nur noch bescheiden ausgestattet, dafür schießen behagliche Thermen aus dem Boden. Frohen Herzens verzichtet die Kundschaft auf bandscheibenentspannende Matratzen, rheumahemmende Lamadecken, wirbelsäulenstützende Schuhe, Hüftgürtel, Kraftmaschinen und Heimfahrräder, elektrische Rückenkribbler und allerlei dubiose Pillen und Salben. Dafür läßt sie um so öfter einen der Masseure ins Haus kommen, die rudelweise durch die Stadt streifen.

Keine Frage: Ganze Wirtschaftszweige sterben ab. Aber dafür gibt es neue Wachstumsbranchen. Und so ist der kapitalistische Fortschritt schließlich immer verlaufen. Die Automobilindustrie blüht auf dem Grab der Stellmacherei und der Pferdezucht.

Wie aber verträgt sich die Bequemlichkeitsindustrie mit der Faulheit, die die hedonistische Ökonomie propagiert? So:

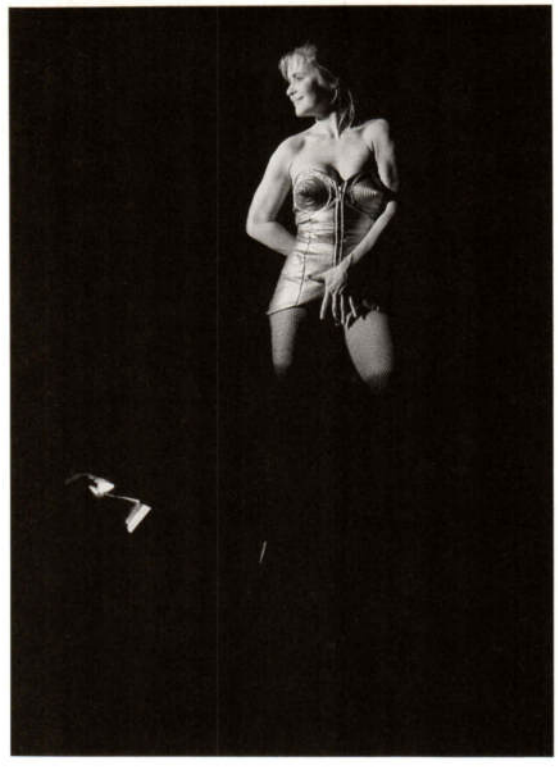
2. *Faule (Wirtschafts-)Subjekte werden, wenn sie wirklich faul sind, sich keine unnötige Arbeit machen.* Sie arbeiten also nicht lange, nicht intensiv, sondern effektiv. Sie wollen möglichst schnell vom Arbeitsplatz wegkommen, ohne das Unternehmen, von dem sie leben, zu ruinieren. Also werden sie die geringere Arbeitszeit durch höhere Intelligenz ausgleichen. Sie sind gut ausgeschlafen, gut drauf, ausgeglichen, entwickeln also Phantasie, Aufmerksamkeit, Kooperativität und all das, was heutige Betriebspsychologie den Angestellten – mangels realer Grundlage vergeblich – einreden will. Träumen Sie doch einmal, lieber längst eingeschlafener Leser, Sie säßen in einer Mitarbeiterkonferenz (kein Alptraum, keine Sorge!), und alle Anwesenden hätten zuallererst im Sinn, ins Bett der Geliebten, an den gedeckten Tisch, zur lieblichen Landschaft, zum Kreis schnabulierender Freunde zu kommen – und das möglichst nicht nur heute, sondern so oft wie möglich. Da gäbe es kein umständliches Drumherumgerede, keine monologisierenden Chefs, auf Wichtigtuereien und Hahnenkämpfe würde keine Zeit vergeudet werden, alle würden klar, zielstrebig und ideenreich an einer glatten Lösung der anstehenden Probleme arbeiten. Die Sitzungszeit würde sich halbieren.

Intelligente Arbeitsorganisation wäre selbstverständlich auch die herausragende Eigenschaft der neuen, bequemlichkeitsfördernden Branchen, die wir

ganz bewußt nicht als Dienstleistungsgewerbe bezeichnen. Da gäbe es keine dienernden Domestiken, sondern Unternehmen, die Arbeitsersparnis oder Zeitgewinn verkauften, ein besonders kostbares Gut also. Das Geheimnis ihres Erfolges wäre so neu nicht, es heißt Spezialisierung. So wie der Bäcker effektiver Brot backt als der Bauer, der neben vielem anderen auch sein eigenes Brot herstellt, so wird der Putzdienst eine Wohnung in einem Bruchteil der Zeit säubern, die etwa ein dilettierender Informatiker benötigt. Entsprechend billig wäre sein Angebot, und dies hätte nicht zuletzt die angenehme Folge, daß auch der Mitarbeiter des Putzdienstes einen solchen in Anspruch nehmen könnte. Schließlich fährt der Automobilarbeiter ja auch ein eigenes Auto.

3. „Mag sein, mag sein", meldet sich, angeschlagen, aber immer noch kampfbereit, das Über-Ich zurück. „Alle Anstrengung der Intelligenz", sagt es, „wird nicht verhindern, daß es auch in einer hedonistischen Gesellschaft geistlose Arbeiten geben wird, möglicherweise ein Zwei-Klassen-System von Genießern hier und Malochern da." Entzückt vernimmt das Ich, daß sein liberalistischer Widerpart sich um soziale Ungerechtigkeiten sorgt, und es kontert mit seiner Gegenthese:

Faulheit und Genußsucht sparen politische, soziale und ökologische Kosten. Einzuräumen ist, daß der Geist nicht jede Mühle bewegt. Es wird immer Scheißjobs geben. In einer hedonistischen Gesellschaft werden die Oberklassen allerdings viel zu faul sein, um sich auf langwierige soziale Konflikte einzulassen. Ihre Intelligenz und ihr guter Geschmack werden es ihnen verbieten, den Unterklassen mit einem repressiven oder ideologiebildenden Staatsapparat zu kommen. Also werden sie dafür sorgen, daß die, die blöde Arbeiten verrichten müssen, eine Kompensation bekommen – in Form von bezahlter Freizeit. „Und wer bezahlt?", lauert das Über-Ich, und es streckt die Hand aus nach der Höhere-Kosten-sinkende-Konkurrenzfähigkeit-Mühle. Da kriegt's sofort eine drauf. Bezahlen nämlich tut der Staat, indem er geistlose Tätigkeiten nicht mehr besteuert. Was zum einen seine Technologiepolitik in die richtige Richtung lenkt, und was er sich zum zweiten spielend leisten kann. In der entspannten Atmosphäre der hedonistischen Gesellschaft nämlich sacken die sozialen Reparaturkosten merklich ab, und das Gleiche gilt für die ökologischen Reparaturkosten. Während nämlich die Erwerbs- und Leistungsgesellschaft eines gar nicht mehr so fernen Tages wird Konkurs anmelden müssen, weil sie die ökologischen Folgekosten ihrer überschnappenden Güterproduktion nicht mehr zahlen kann, kann die Bequemlichkeiten schaffende hedonistische Gesellschaft beruhigt in die Zukunft blicken. Ein angeblich komfortabler Wagen nämlich ist ein Umweltproblem, tausend tatsächlich komfortable Massagen sind es nicht. Hundert häusliche Esser produzieren den vielfachen Müll von hundert Restaurantgästen. Hunderte von Waschmaschinen sind ein kaum kontrollierbares Umweltproblem, eine Wäscherei ist ein kontrollierbares ...



Kapitalismus und Glück oder: Die Quadratur des Kreises

Eureka! Der Kreis wäre quadriert, dazu noch bunt angemalt und glänzend poliert. Selbstverständlich muß in einer Rechnung, die so glatt aufgeht, gemogelt worden sein. Aber wo? Mit allgemein-menschlichen Argumenten ist die Politische Ökonomie des Hedonismus leicht umzuschmeißen: Die Leut' wollen ihr Glück nicht, selbst wenn's auf der Straße liegt. Aber wie steht's mit den ökonomischen Argumenten? Warum kann nicht funktionieren, was ich eben zusammengesponnen habe? Irgendwo muß doch der Wurm drinstecken! Wer ihn findet und in der Redaktion abgibt, kriegt ein kostenloses Abonnement der Saarbrücker Hefte. Und eine Torte und eine Flasche Crémant.

Et in Arcadia Ego

Von Utopien, besserem Leben und der Kunst, zugleich in zwei verschiedene Richtungen zu schauen

Von Bernd Nixdorf

Il Guercino, schielender Maler des Barock, thematisiert 1618 mit seinem Gemälde *Et in Arcadia Ego* zum erstenmal die Vergänglichkeit inmitten arkadischen Glücks. Wenn dieses Motto auch seither vielfach in Literatur und bildender Kunst Anwendung gefunden hat, nicht zuletzt in Evelyn Waughs Individualisten-Drama *Wiedersehen mit Brideshead*, drängt sich die Frage auf, warum ausgerechnet ein schielender Maler als erster seine beiden unschuldigen Schafhirten hinter den Busch linsen läßt.

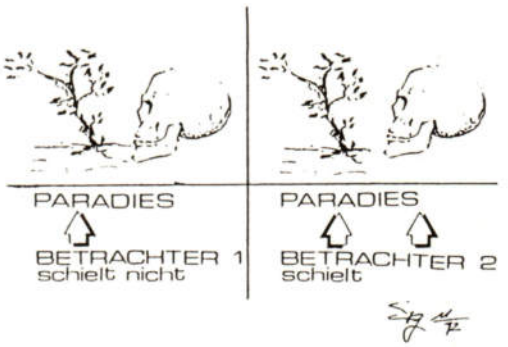
Irgendwo liegt immer ein Totenschädel rum und selten genug so ästhetisch zubereitet wie der Guercinos, der, pittoresk mit Ratte und Schmeißfliege verziert, den Betrachter eher in Bewunderung verstummen als in Panik aufschreien und davonstürzen läßt, an irgendeinen Ort, der ihn die Existenz des Schädels vergessen läßt, zum Beispiel nach *Utopia,* dem *Nirgendland,* das nie und nirgendwo existiert (und deshalb auch so leicht zu erreichen ist), das gar nicht existieren kann, weil es ein Arkadien ohne Totenschädel ist, ein phantasiertes Paradies, erdacht von einem gedankenverlorenen Denker.

Lange vor Stadtflucht und Landflucht gab es die *Schädelflucht,* denn wie anders könnte man die lebenslosen Versuche nennen, Welten zu entwerfen, die besser und schöner sind, als ein Mindestmaß an Diesseitszugehörigkeit überhaupt zulassen würde. Zugegeben, vor dem Einschlafen liest man gerne etwas Beruhigendes, läßt man sich gerne die Wunden, die der Weltschmerz einmal wieder erbarmungslos geschlagen hat, liebkosen und schläft davon, mit einem Kopf voll üppiger Schlaraffenbilder, schmatzend und mit phantasiegefülltem Magen, aber kaum wacht man auf, da hat sich doch schon wieder so ein gräßlicher Realitätsschädel ins Kopfkissen geschlichen, an dem man sich die halbe Nacht nichts als Beulen geholt hat, und zu dem Weltschmerz gesellt sich auch noch der Kopfschmerz. Ein Elend ist das.

Kommt also das Entwerfen von Utopien oder der Wunsch, ein *gutes Leben* zu leben oder zumindest anzustreben, einem Geistesmangel gleich, der eine geradezu pathologische Ignoranz der realen Gegebenheiten nach sich zieht, die wiederum in unverantwortliche Augenwischerei oder selbstgefällige Weltvergessenheit mündet? Keineswegs. Es handelt sich lediglich um Überlebensstrategien, die angesichts des beharrlich anwachsenden Grauens der Welt einen Raum schaffen, in dem man ab und zu mal ein wenig Sinn einatmen kann, eine süffisante Lebenszielphantasmagorie, die einen nicht zuletzt auch darüber hinwegkommen läßt, daß es einem sowieso schon viel besser geht als dem größten Teil der Menschheit, der weder Zeit noch Muße sich leisten kann, Irrsinniges zu fabulieren, da er mit dem Kampf ums physische Überleben alleine schon genug beschäftigt ist und dem der Gedanke an ein Leben, das mehr bietet als gerade mal genug Nahrung, so abstrus erscheinen mag wie anderen die Vorstellung von einem allgütigen Gott, der weiß, was er tut.

Die Erwähnung von Evelyn Waughs Roman gleich zu Beginn kommt nicht von ungefähr, und seine Attributierung als Individualisten-Drama weist die Richtung, handelt es sich doch bei der Vorstellung von Arkadien, wie auch bei jedem utopischen Entwurf eines besseres Lebens in besseren Welten, um rein individuelle, ja oft schlimmer noch um rein egozentrische oder gar noch schlimmer mit der Attitude der *Weltverbesserung für alle* daherkommende selbstgefällige Idealismen, ausgebrütet in einer autistisch abgeriegelten Monade, in die von außen nichts eindringt und die selbst nichts als diffuse und vielversprechende Nirgendländer und Trugbilder aussondert.

Utopien: Die Faszination des Aussichtslosen; der private Traum als Heilsmodell; messianistischer Massenmesmerismus.



Die beste aller Welten ist die, in der ich jederzeit und überall meine Wünsche erfüllen kann und wo zugleich (jetzt kommt die Sozial-Utopie) eben diese meine Wunscherfüllung selbst der sehnlichste Wunsch aller anderen ist. Das ist der Stoff, aus dem Religionen, Staatssysteme und sonstige Glaubensgemeinschaften sind, das steht auf der Rückseite von Werbeplakaten, das nehmen wir von Kindesbeinen an mit der Müller-Milch zu uns. Es sollte einen eigentlich das kalte Grausen packen, wenn da wieder mal einer daherkommt und einem nur Gutes tun will.

Der weit über die Grenzen des Saarlandes hinaus berühmte Lebenskünstler Oskar Lafontaine hat uns erst vor nicht allzu langer Zeit ein treffliches und vorbildliches Beispiel dafür geliefert, wie man auch als einfacher Mann, dem Volksnähe, soziale Gerechtigkeit und Guddgess quasi zum Lebenselixier geworden sind, Utopien besseren Lebens zumindest annähernd verwirklichen kann, *ohne* zugleich den Rest der Menschheit sich daran berauschen lassen zu wollen, *ohne* all den anderen die eigene Vorstellung guten Lebens aufzudrängen, ja er hat sogar ein solches Feingefühl an den Tag gelegt, seine eigene Utopie im Nachnicht aus der Welt, indem man den Busch niederbrennt, aber er wird doch zumindest greifbarer, und man kann ihn weiterreichen, zum Beispiel an all die vielen Ausländer, die ihn doch jetzt bitteschön wieder mit nach Hause nehmen sollen, wo er sowieso herkommt und sie hingehören. Eigentlich, wenn man es genau überlegt, möchte man vermuten, daß sie ihn sogar erst hierher geschleppt haben, mit ihrer verwegenen Ausbeutung unseres Reichtums und ihrer unverschämten Berufung auf Menschenrechte und Grundgesetze, als seien sie extra für sie geschaffen. Sicher hat Guercino an einen Asylanten gedacht, als er sein Bild malte.

Das Paradies ist nicht für alle da. Kann es ja gar nicht, ist es doch viel zu klein, kaum groß genug für die, die dafür bezahlen müssen, geschweige denn für die, die es geschenkt haben wollen.

Das Rätsel um das unheimliche Massensterben der Saarländer im letzten Jahr ist endlich gelöst!
Die Saarbrücker Zeitung vom 14. 11. 92 meldet auf der Titelseite:
JEDER VIERTE SAARLÄNDER STARB 1991 AN KREBS.
Kein Wunder also, daß es um das Überleben des Saarlandes so schlecht bestellt ist

hinein zu leugnen, alleine um zu vermeiden, jemand würde ihm unbedacht nacheifern wollen. Sind es nicht diese stillen, feinen Menschen und herzensehrlichen Gemüter, deren Beispiel wir uns vor Augen halten sollten, bevor wir, fehlgeleitet von Mitgefühl und durchbrechendem Brutpflegebedürfnis, anderen unschuldig Versprengten unhaltbare Versprechungen machen, wie zum Beispiel besseres Wetter, Arbeitsplätze, Wohnungen oder, wieder einmal, Nahrung und Schutz vor Vernichtung? Sicherlich nicht! Man sollte sich grundsätzlich keine Politiker zum Vorbild machen.

Da gab es doch vor einigen Jahren ein ganzes Konglomerat von Politikern, deren seltene Meinungsvereinigung wohl auf die durch Zeit und Ozonloch hervorgerufene Umwandlung der grauen Zellen in graue Haare zurückzuführen ist, das einen Teil der Welt am liebsten aus Marzipan nachgebaut und mit einer utopistisch-verdickten Einheitssoße übergossen hätte, um es noch schmackhafter zu machen für Brüder und Schwestern. Den Totenschädel schafft man zwar

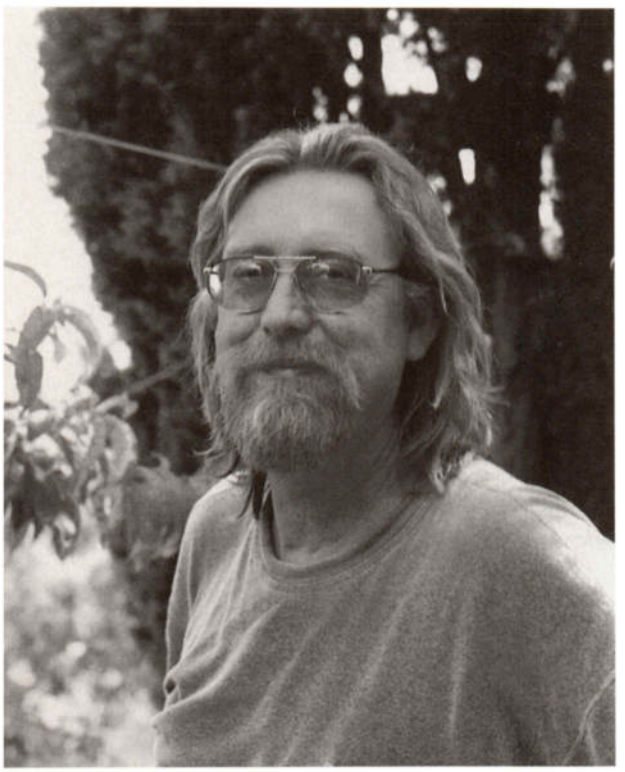
Aber nicht nur vor Politikern sollte man sich hüten, auch vor Leuten, die etwas wie das Folgende sagen: „Der Gesang bleibt den Frauen – und manchmal auch den Knaben – vorbehalten, weil ihre Stimmen besonders lieblich klingen." Das hat Campanella gesagt, in seinem berühmten utopischen Entwurf „Der Sonnenstaat". Ein ziemlich enger Horizont wird hier vorgeführt, der ungefähr drei Zentimeter hinter der Hirnschale seine Grenze hat, aber positiv gesehen gibt uns der „Denker" damit ein gutes Beispiel für die masturbistische Dummheit von Utopisten. Ist eine noch unerträglichere Welt denkbar als eine, in der nur Frauen und Knaben singen dürfen? Dieses ewige Gepiepse triebe einen doch in den Wahnsinn. Man stelle sich *Che gelida manina* vor, gesungen von einer Frau! Nein danke, Campanella. Morus läßt seine Sklaven wenigstens noch in goldene Ketten schlagen, und verdient haben sie es sowieso, denn in einer Welt, in der alles nur vom Besten ist, gibt es auch für Sklaverei und Unterdrückung nur die besten Gründe.

„Versuch' mal, in der Stadt 'n Huhn zu schlachten"

Gespräch mit Peter, der das Land der Griechen mit dem Tastsinn sucht

Von Dirk Bubel

Peter, Du bist verheiratet und hast drei Kinder. In Deutschland warst du ein sogenannter Aussteiger mit Bauernhof auf dem Land und allem, was zu diesem Klischee dazugehört. Nun lebst du seit 13 Jahren in Griechenland. Wie kam es dazu?



Da muß ich erstmal nachdenken; – auf jeden Fall hatten wir die Nase voll. Dann haben wir unsere Sachen eingepackt, jedenfalls das, was überhaupt noch einzupacken war. Bei 'ner großen Auktion haben wir das meiste verscheuert. Allerdings ist aus der Auktion dann eher 'ne Aktion geworden: plötzlich war das ein Riesen-Rockkonzert. Das ist – glaube ich – sogar gefilmt worden. Und mit dem Geld, was da zusammengekommen ist, haben wir uns in vier oder fünf Autos gesetzt und sind abgezockelt. 'ne halbe Griechin, die wir irgendwie um zehn Ecken 'rum kannten, war mit dabei. Aber eigentlich wollten wir ja nach Frankreich. An so 'nem lauen Sommerabend hat die Griechin uns dann ein paar Dias von Griechenland gezeigt, und da haben wir gesagt: na, dann fahrn wir doch mal nach Griechenland. Mir war das ziemlich egal. Ich wollte nur auf gut Glück mal woanders hin. Außerdem war ich noch nie in Griechenland. Ich wußte nicht einmal, ob ich das Klima überhaupt vertrage.

Mit wieviel Leuten seid ihr denn damals, also 1979, hier auf dem Peloponnes angekommen?

Anfangs waren wir so ungefähr 13 oder 14. Dann waren es mal wieder mehr und mal wieder weniger. Am Ende sind sie alle abgehauen.

Wie waren denn eure Vorstellungen? Was wolltet ihr hier?

Vorstellungen hatten im Grunde nur die anderen. Die waren drauf aus, irgendwas zu kaufen. Für mich war das alles offen. Die anderen haben ziemlich viel Zeit und auch Geld damit vergeudet, hier in der Gegend rumzudüsen und irgendwelchen Tips nachzujagen, wo es angeblich noch toller und noch schöner sei. Ich habe relativ schnell festgestellt, daß das alles Tinnef ist, hab' mich von der Bande dann schnell abgesetzt. Wir wohnten anfangs ja am Strand. Im gleichen Sommer noch bin ich mit meiner Frau nach Kyparissia gezogen. Wir haben uns dort ein Haus gemietet, denn Edith kriegte ein Kind. Deshalb mußten wir für 'ne bestimmte Ruhe sorgen. Die anderen sind in Giannitsohori zu Vassili in einen Neubau gezogen. Die Griechen hatten natürlich schnell spitz, daß wir irgendwelche Bauhandwerker sind, und jeder versuchte, uns mit irgendwelchen Tricks in irgendwelche halbfertigen Häuser zu locken. Nee, wir waren oben auf'm Berg, hatten ein Winz-Haus und haben Miete bezahlt. Aber da gab's 'ne Dusche, und wir hatten Strom. Im November ist dann Benni geboren worden. Da war nix mit Hebamme und Krankenkasse. Aber Edith kannte sich ja mit der Kinderkriegerei aus; wir hatten ja in Deutschland schon geübt, und Benni war unser drittes Kind.

Hast du damals schon gearbeitet, oder hast du noch von mitgebrachtem Geld gelebt?

Die erste Zeit haben wir erst mal überhaupt nix gemacht. Das war wie so 'ne Euphorie. Da sind wir wie die Bekloppten so 18 Mal am Tag baden gegangen. Das war ja auch ganz lustig. Den Winter über haben wir den Rest Geld verbraucht. Als im Frühjahr nix mehr da war, sind wir mit Mann und Maus nach Frankreich gefahren, haben da 'nen Freund besucht und die ganze Geschichte nochmal überdacht, wie's nun weitergehen solle. Schließlich ging's ja auch um Geld, und Geld gibt's ja bekanntlich nur in Deutschland. Bei unseren Freunden habe ich dann in ein paar Monaten fünf alte Autos, so alte Citroen-Schinken, restauriert. Aber irgendwie haben wir gewußt, daß wir diese kalten Winter nicht vertragen. Das kannten wir ja von Deutschland her. Also sind wir wieder zurück, haben unsere Klamotten aus dem Haus in Kyparissia herausgenommen und über ir-

gendwelche Umwege dieses Haus gefunden, wo wir jetzt gerade sitzen. Das wollte keiner haben. Damals gab es massenhaft leere Häuser. Zehn Jahre lang war kein Mensch mehr drin gewesen. Die Griechen sind ja abergläubisch; da ist der Dings oder sonstwer drin gestorben ... Ich hab' dann fürchterlich ausgemistet und alles verbrannt. Und dann kamen auch schon die ersten Neugierigen und wollten wissen, was wir hier eigentlich treiben. Das hat den Leuten natürlich überhaupt nicht eingeleuchtet -, irgendwelche Ausländer ...

Dann habt ihr angefangen, das Haus zu renovieren?

Das ist zuviel gesagt. Das Dach war eingefallen, und wir haben es ein bißchen neu gedeckt. Ich habe ein paar Bretter gekauft und die alten Ziegel wieder obendrauf gelegt.

Wovon habt ihr gelebt?

Na, wie die Griechen hier auch. Kurze Zeit hatte ich ein Treibhaus. Aber da hab' ich dann kein Geld bekommen, weil ich irgendwie zu blöd war, jeden Tag abzurechnen. Am Ende jedenfalls war kein Geld mehr da oder jedenfalls wollte mir keiner Geld geben. Das ist halt so'n richtiger Sport. Die haben uns schön reingelegt. Wir konnten ja auch kein Griechisch. Wir konnten gerade mal Ja und Nein unterscheiden, und das scheinbar auch nicht richtig. Da ist uns einiges schiefgegangen. Im Winter bin ich dann regelmäßig in der Ölmühle gelandet. Und ansonsten eben am Bau. Da habe ich sämtliche Dörfer der Umgebung von hinten kennengelernt, bin durch alle Flure und Badezimmer gerutscht und habe Fliesen gelegt. Und natürlich war immer die Polizei hinter uns her, weil wir offiziell gar nicht arbeiten durften. Das wußten natürlich auch die Griechen, und deshalb haben sie mich manchmal vorsichtshalber nicht bezahlt. Aber irgendwie ging's immer.

Das hört sich jetzt ein bißchen nach dem einfachen und genügsamen Leben an. Reichte das als Motivation, bzw. war das überhaupt eure Motivation?

Ja, das hatten wir uns schon vorgenommen. Einfach, weil wir ja in Deutschland für dieses sogenannte bessere Leben gar nicht tauglich waren. Es war uns ja auch klar, daß, wenn wir in ein Land gehen, das – in Anführungszeichen – „rückständiger" ist, wir auf Dinge stoßen, die eben „einfacher" sind. Wo keine vierspurigen Autobahnen sind, da sind eben auch keine Autos, und umgekehrt. Daß es auch Erdbeben gibt, bei denen Häuser einstürzen, und Trockenperioden über sechs Monate ohne Regen, daran mußten wir uns erst gewöhnen.

Inzwischen hat sich aber auch das Leben hier an der Küste verändert. Es gibt zwar noch keine Autobahnen, aber trotzdem jede Menge Autos. Überall laufen die Fernseher mit den gleichen Serien wie in Deutschland ...

Ja, das ist uns natürlich peinlich. Vor dem ganzen Mist sind wir ja geflüchtet. Und das tut schon weh, wenn so ein Land in zehn Jahren eine Entwicklung macht, wofür andere 20 oder 30 Jahre brauchen. Die

Hedonismus (von griech. ηδονη, Freude, Lust), Sonderform des ↑ Eudämonismus, die in einer psychologischen und einer ethischen Version auftritt. Der *psychologische* H. behauptet, daß alles menschliche Tun letztlich auf die Erfahrung von ↑ Lust abzielt oder durch sie motiviert ist. Der *ethische* H. ist der Auffassung, daß der Mensch in seinem Tun nach größtmöglicher Lusterfahrung streben *soll*, sei es für sich selbst (↑ Egoismus), sei es für andere (hedonistischer ↑Utilitarismus). Der H. als moralphilosophische Lehre geht auf den Sokratiker Aristippos, den Begründer der kyrenaischen Schule (↑ Philosophie, griechische), zurück (Diog. Laert. II, 66 ff.) und wird insbesondere von Epikur (>negativer H.<, H. Marcuse, 1938) auf dem Hintergrund einer breiten Diskussion, die auch Platon und Aristoteles einschließt, weiter entwickelt, von Eudoxos von Knidos nicht nur als ethisches Prinzip (Aristoteles, Eth. Nic. A12.1101b27-32, K2.1172b9-28), sondern anscheinend auch als kosmologisches Prinzip verstanden. Innerhalb des neuzeitlichen Denkens wird eine hedonistische Ethik im französischen Materialismus (J. O. de La Mettrie, C. A. Helvétius, P. H. d'Holbach) (↑ Materialismus, französischer), im englischen Utilitarismus (J. Bentham, J. S. Mill, H. Sidgwick) und im neueren Positivismus (M. Schlick) (↑ Positivismus (historisch)) vertreten. – Im Gegensatz zur *individualistischen* Orientierung des antiken H. konzipiert der klassische englische Utilitarismus im Rahmen seines Versuchs einer kritischen Analyse materialer Willensbestimmungen bzw. Glücksbestimmungen (↑ Ethik) einen *universalistischen* H. (Bentham: >das größte Glück der größten Zahl<). In einem >hedonistischen Kalkül< (Bentham) sollen unter den Kategorien der Intensität, Dauer, Gewißheit und Nähe Maßeinheiten für Lust formuliert, diese also quantifiziert werden. Dagegen besteht Mill auf einem qualitativen, >höhere< und >niedere< Formen der Lust unterscheidenden H.

Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie, 1984

Küstenstraße ist zwar immer noch dieselbe, aber inzwischen heißt sie „Europastraße", und die Leute benehmen sich auch so und fahren 140. Wir hatten hier im Dorf früher das einzige Auto und waren Taxi und Krankenwagen. Heute finden wir im Sommer, wenn die neureichen Athener kommen, kaum noch einen Parkplatz. Natürlich fahren die niemanden ins Krankenhaus. Das konnten wir nicht ahnen, daß der Fortschritt hier wie eine Bombe einschlägt. Die Berge rundum waren früher bewaldet. Jedes Jahr gibt es routinierte Waldbrände bis auf drei Meter genau an die Grundstücksgrenze, und danach schlägt die Bulldozer-Mafia zu.

Was heißt das nun für dich? Kann man überhaupt vor dem Fortschritt flüchten? Geht die Flucht weiter?

Das ist eine Erfahrungssache. Als wir hergekommen sind, waren wir noch verhältnismäßig jugendlich, gerade mal 35 Jahre alt, und hatten mit dieser Flucht noch keine Erfahrung. Auch auf einem Fluchtweg kann man sich verlaufen oder verirren. Verirrt haben wir uns – glaube ich – noch nicht; verlaufen haben wir uns wahrscheinlich mehrere Male. Als Kind habe ich ewig davon geträumt, am Meer zu leben. Das hab' ich schon mal geschafft. Wenn ich da jetzt weggehe, dann gehe ich irgendwohin, wo ich das Meer wenigstens noch sehe. Ich muß aber nicht mehr jeden Tag reinhopsen. Es gibt hier in Griechenland Stellen, die vom Fortschritt uneinnehmbar sind, weil sie sich nicht lohnen und weil der Bulldozer umkippen würde. Unsere Kinder sind ja nun fast erwachsen, und so werden wir auch wieder ein Stück unabhängiger.

Aber wie sieht denn nun deine konkrete Vorstellung von Lebensqualität aus?

Fortschritt heißt ja „fortschreiten von etwas Archaischem". Für uns heißt Lebensqualität eben das Zurückgehen auf dieses Archaische. Wir lassen den Fortschritt hinschreiten, wie er lustig ist, und ziehen uns aus gewissen Szenerien zurück. Wir machen nix kaputt und stören keinen. Wir lamentieren nicht 'rum, machen niemandem Vorwürfe, was er für dumme Sachen macht. Ich erlaube mir nur, das Ganze aus der Entfernung anzukucken.

Was heißt denn „archaisch"?

Daß man sich mehr auf sich selbst besinnt. Das kann ich nicht, wenn ich mit dem Auto 140 fahre. Das kann ich, wenn ich das Meer sehe und die Gewißheit habe, daß ich nicht verhungern muß. Jetzt bin ich 50; vielleicht muß ich noch 30 Jahre flüchten. Wahrscheinlich sitz' ich dann ganz oben auf'm Gipfel. Dann hab' ich nur noch den lieben Gott über mir und dann komm' ich. Und meinetwegen kommt dann auch irgendwann der Fortschritt.

Wenn man so leben will, muß man dann Einsiedler werden?

Auf dem Campingplatz fragen mich die Leute manchmal, wieso ich „so weit weg bin". Und wenn ich sie dann ankucke, dann merke ich, daß die gar nicht wissen, was sie eigentlich gefragt haben. Weit weg – von was denn? Vom Supermarkt oder von der Commerzkreditbank oder von was? Die meisten Leute wissen überhaupt nicht, von wo ich weit weg bin und wo sie dicht dran sind. Ich bin kein Fatalist. Ich kann nicht sagen, ich mach' jetzt gar nix mehr, weil ja übermorgen das nächste Tschernobyl in die Luft fliegt oder weil jetzt ein Atombombenversuchsgelände hierher kommt. Dann sitz' ich ja auch in der Grütze. Das ist für mich aber kein Anlaß zu sagen, na, dann kann ich auch in Berlin wohnen, und es ist sowieso alles Scheiße. Das wäre für mich ein gedachtes Leben, und ich will ein erlebtes Leben führen. Wenn mir jetzt irgendein Militärjet auf'n Kopp fällt, weil irgendwo 'ne Luftbrücke gebaut wird, dann hab' ich halt Pech gehabt. Das heißt aber nicht, daß ich das und jenes von vornherein gar nicht machen kann. Ich muß ja nicht in 'ner Scheißhauspapierfabrik arbeiten, nur um mir 'nen Kack-Audi leisten zu können. Im Augenblick brate ich auf'm Campingplatz Souvlakis für deutsche Touristen. Die erzählen mir dann, wie sie in Deutschland irgendwelche Motoren zusammenschrauben. So ist das Leben.

Aber das „erlebte Leben" und die Rückbesinnung auf sich selbst sichert ja noch nicht den Lebensunterhalt ...

Wenn du so weiterfragst, verlange ich für jedes Wort 20 Mark. Es ist ja nicht schwer, an Geld zu kommen. Das ist alles Quatsch. Es gibt genug Geld. Manchmal kann ich das überhaupt nicht verstehen, wovor die Leute eigentlich so viel Angst haben. Vielleicht, daß sie zur Tankstelle fahren, und plötzlich gibt es kein Benzin. Das ist wahrscheinlich der blanke Horror. Ich habe genügend Zeit. Das ist der Unterschied von Haben und Sein. Wenn du Zeit hast, dann bist du auch mehr. Zeit zu haben, ist für mich eine wirkliche Übung. Das muß man lernen. Es ist gut, darüber mal zu reden. Ich bin immerhin selbständig, auch wenn die Art der Selbständigkeit vielleicht ein bißchen schwierig zu verstehen ist. Und so kann ich eben auch überprüfen, ob ich noch ganz bei Trost bin. Wenn ich keine Zeit hätte, weil ich Manager bin oder dauernd Fernsehkucken müßte, weiß ich nicht, ob ich das dann noch könnte.

Zweifelst du nicht manchmal doch daran, ob du wirklich noch „bei Trost bist"?

Unsere beiden ältesten Kinder sind nun schon erwachsen. Und von denen hören wir jetzt: Das ist schon toll, daß ihr beiden immer dagewesen seid, daß ihr nicht weggegangen seid. Klar war das toll, daß wir immer im Haus waren und nicht in die Fabrik mußten. Und was an barer Münze nicht da war, das konnten wir anders aufwenden. Wir kriegen bei unseren Kindern mit, daß sie schon irgendwie stolz auf uns sind. Die könnten ja auch sagen: Du blöder Idiot. Wieso steh' ich hier in Hamburg und muß mir dauernd Dope kaufen. Früher haben die Leute immer gesagt: Was soll aus den Kindern mal werden, wenn sie nicht in die oder jene Schule gehen. Heute sind die Kinder dreisprachig. Die sind hier im Dorf in die Zwergschule gegangen. Frank ist sechs Jahre zur Schule gegangen, Liese acht Jahre. Liese ist danach von Athen nach London geflogen und hat über Freunde 'nen Job in Canterbury gekriegt. Die ist dort der Star, weil sie nämlich 'n Huhn schlachten kann, während alle anderen höchstens mal Eier backen können. Sie kann sogar 'ne Ziege melken und Käse machen. Das gilt dort schon als Kunstform; da muß man Abitur und irgendwelche Extraausbildungen dafür haben. Die Kinder können alles. Sie sind selbständig, sie können Feuer machen, Essen kochen und all die banalen Dinge. Das kannste alles in der Stadt nicht lernen. Versuch' mal, in der Stadt 'n Huhn zu schlachten – kommste sofort in die Klapsmühle. Draußen auf'm Balkon kann ich im Lendenschurz rumlaufen und mir trotzdem mit 'ner elektrischen Zahnbürste die Zähne putzen – das widerspricht sich doch nicht. Nur umgekehrt geht's nicht. Ich kann nicht im Penthouse wohnen und die Ziege im Fahrstuhl halten. Nee, die ist auf der anderen Seite, die müssen sich mal verteidigen, wenn'se 'ne Pipeline von Moskau nach Uelzen legen, nur um warme Füße zu kriegen, weil sie zu blöd sind, 'n Feuer im Kamin anzumachen. Geht ja auch gar nicht mehr. Die Szenerie ist ja schon kaputt. Das können nur noch die ganz Reichen. Selbst wenn du dich vernünftig ernähren willst. In den Reformhäusern ist es ja teurer als in der Apotheke. Und sonst: 'n Stück Rindfleisch aus Argentinien für 38 Mark. Als Familie mit drei Kindern kannste in Deutschland erst vernünftig leben, wenn du mindestens 5- oder 6000 Mark verdienst. Und wenn du – wie ich – aus'm Milieu stammst, wo du nicht automatisch Akademiker wirst, dann biste am Arsch des Propheten. Da ich klar bei Verstand bin, muß ich sehen, das haut nicht hin, also muß ich dorthin gehen, wo das noch irgendwie funktioniert.

Du bist jetzt 50 Jahre alt. Wie wird dein Leben mit 70 aussehen?

Keine Ahnung. Vielleicht sind dann die Serben hier schon einmarschiert. Aber da kann ich dir eine Geschichte über unseren Nachbarn hier erzählen. Zuerst hat er einen Stock gehabt. Dann ist er an zwei Stöcken gegangen. Danach ist er blind geworden. Er hat gesagt: Wenn ich abends nicht mehr heizen kann, dann sterbe ich ja sowieso, dann muß ich ja erfrieren. Also hat er weiter Holz geholt. Den Weg kannte er ja, weil er da schon 70 Jahre lang gegangen ist. Dann wollte er jedoch die Abkürzung über die Brücke nehmen. Die hat aber kein Geländer. Zwei Tage war er verschwunden. Irgendwann ist er mit gebrochenem Arm die Böschung wieder hochgekrabbelt. Manchmal frage ich mich, wieso da nicht mal jemand 'nen Film drüber dreht. In Deutschland – habe ich kürzlich irgendwo gelesen – ist eine alte Frau gestorben, weil sie ihre Wohnungstür nicht mehr aufsperren konnte. Die bekam zwar 'ne Rente über 7000 Mark. Die nutzte ihr aber nichts. Mir nutzt sie auch nix, weil ich sie nicht bekomme. Ich muß also höllisch aufpassen. Wenn ich mal tatterig bin, werde ich mich nicht der Gefahr aussetzen, mein Sicherheitsschloß nicht mehr aufzukriegen. Nein, wir wollen jetzt hier aus'm Dorf weg hoch auf'n Berg. Wir haben inzwischen begriffen, daß es das Alter gibt und daß wir selber alt werden. Deshalb werde ich zuerst mal 200 Olivenbäume pflanzen, damit wir was zu essen haben. In Deutschland hat man für diese Fälle die Krankenkasse. Die sorgt dafür, daß du rechtzeitig weg bist von der Bildfläche. Sonst wär' ja das ganze schöne Geld weg. Das wär' ja 'ne zu schöne heile Welt, wenn das alles so stimmen würde, was in den Versicherungsprospekten steht.

HEDONISMUS
jene Moral, welche den Genuß (s. d.) anpreist, mit Ausnahme des Genusses der Leistung, die allein sozial verwertbar ist.
Philosophisches Wörterbuch 1980

Einer, der die Arbeit nicht braucht

Ein (schriftliches) Interview – Fragen nach Kalifornien, Antworten aus Australien

Von Reinhard Wilhelm

Uli W. erbte von seiner Mutter ein hinreichend großes Haus in einem hinreichend vornehmen Münchner Vorort, rechnete sich aus, daß der Verkaufserlös für seine erwartete Lebensspanne reichen müsse, und vollzog den Ausstieg aus dem Berufsleben. Seitdem ist er ohne festen Wohnsitz, meist auf Achse. Sein Reiseradius erstreckt sich von Australien über Kalifornien in die GUS; er hilft Freunden in Bolivien, zieht andere aus der Schweiz auf die äußeren Hebriden um, greift beim Hausbau in Griechenland ebenso zu wie bei der Weinernte in der Pfalz oder der Olivenernte in der Toskana.

Wenn Du zum Beruferaten ins Schweinderlstudio eingeladen würdest, was wäre Deine typische Handbewegung?

Wahrscheinlich (nachdenkliches) Kopfkratzen. Bei längerem Überlegen ist das wahrscheinlich die naheliegendste Bewegung als Ausdruck, was fange ich jetzt mit mir (als nächstes) an.

Was ist Deine berufliche Ausbildung, und welche Tätigkeiten hast Du ausgeübt?

Schule 1 1/2 Jahre vor dem Abitur abgebrochen (wozu studieren und vor allem was?), Praktikum zum Elektroingenieur (abgebrochen), Bundeswehr (1 1/2 Jahre), danach erneut die Frage, was lernen, um Geld zum Lebensunterhalt zu verdienen?

Weil Unterwegssein und Reisen schon immer Bestandteil meines Lebens waren, habe ich ein Jahr Hotelfachschule gemacht, bin dann aber ins Reisebüro umgewechselt, weil Paneuropa (zeitweilig sehr bekannte Pleitefirma mit politischen Verbindungen, R. W.) mir als Lehrling 700 DM gezahlt hat. Das hat mich finanziell unabhängig gemacht (vom Vater, zu dem ich den nie engen Kontakt dann ganz abgebrochen habe). Von Berufung also keine Rede. Nachdem meine Mutter an Krebs gestorben war (bzw. eher eingegangen war), dachte ich, es müßte schön sein, Menschen helfen zu können, und wurde Masseur und medizinischer Bademeister. Hat auch ein paar Jahre Spaß gemacht, aber dann war der Wind draußen.

Wie kam es zu Deinem Entschluß, aus dem Berufsleben auszusteigen, und wie präzise waren Deine Vorstellungen über Dein zukünftiges Leben?

Der Entschluß, das Berufsleben aufzugeben, beruhte auf der finanziellen Sicherheit durch das Erbe meiner Mutter und war motiviert durch die persönliche Unsicherheit, was ich beruflich auf Dauer machen könnte. Die Suche nach „Berufung" zu irgend etwas war total erfolglos, deswegen die Entscheidung, auszuprobieren, ob mir das Herumreisen und Leben ohne festen Wohnsitz tatsächlich so Spaß macht, wie ich's mir immer vorgestellt hatte. Eine präzise Vorstellung davon hatte ich nicht.

Wie haben sich Deine Beziehungen zu Freunden und Bekannten geändert, als Du aufgehört hast zu arbeiten?

Zuerst hatte ich ein „Unwohngefühl" ihnen gegenüber, weil ich nicht zum Arbeiten gehen mußte. Grundsätzlich hat sich das gelegt, aber es tritt hier und da wieder auf, wenn ich mit Leuten zusammen bin, die an der Armutsgrenze entlang leben (das muß nicht schlecht sein – ihr Leben). Die gehen dann zwar auch nicht zur Arbeit, aber zwangsweise und nicht freiwillig.

Auf Parties werde ich häufig von Leuten, die mich nicht kennen, gefragt, „was machen Sie/machst Du"? Auf meine Antwort „nichts" folgte meist eine Kehrtwendung, und schon stand ich mit meinem Glas allein da. Offensichtlich ist der Beruf ein primäres Einstiegsthema zu einer Unterhaltung, und wenn einer keinen hat, kann man auch nicht mit ihm reden bzw. nichts mit ihm anfangen. Jetzt habe ich mir angewöhnt zu sagen: „Ich mache das, von dem sich wohl die meisten vorstellen, sie würden es gern tun, wenn sie es könnten."

Du bist ja arbeitslos, wenn auch aus eigenem Entschluß. Von Arbeitslosen weiß man, daß das Selbstwert-

gefühl leidet, daß sich Depressionen einstellen. Hast Du bei Dir ähnliche Erfahrungen gemacht?

Einen Mangel an Selbstwertgefühl hatte ich seit meiner Kindheit. Auch nie Lust zu leben, sondern eher den Wunsch, nicht leben zu müssen, um mich nicht mit einer Gegenwart oder Zukunft auseinandersetzen zu müssen. Daß ich nie einen Beruf gefunden habe, der mich so interessiert, daß ich mich mit ihm identifizieren und mich in ihm engagieren konnte, hat mich bedrückt. Die Entscheidungsohnmacht, nach dem Masseur etwas anderes anzufangen (Schreiner oder Mechaniker), hat schlußendlich mit dazu beigetragen „auszusteigen". Wenn ich mich beim Arbeiten beobachte, halte ich diesen Schluß für gerechtfertigt, weil ich sehr langsam, schusselig und unsicher bin. Deshalb rieselt mir auch immer wieder die Zeit durch die Finger, so glaube ich es wenigstens. Mittlerweile kann ich das für mich akzeptieren. Mangelndes Selbstwertgefühl ist also für mich nichts Neues, sondern lebenslanger Bestandteil. Neu ist, daß ich jetzt Dinge unternehme, um herauszufinden, ob sie mir wirklich Spaß machen oder ob ich mir das bisher nur eingebildet habe. Dieser Schritt, all diese Dinge tatsächlich mal in Angriff zu nehmen und nicht immer nur davon zu träumen, was ich machen könnte, wertet mich (in meinen Augen) auf. Ich fühle mich dann echt gut, wenn ich endlich im Faltboot sitze und für ca. eine Woche alleine unterwegs bin, wenn also die Hemmschwelle zu dieser Unternehmung überwunden ist.

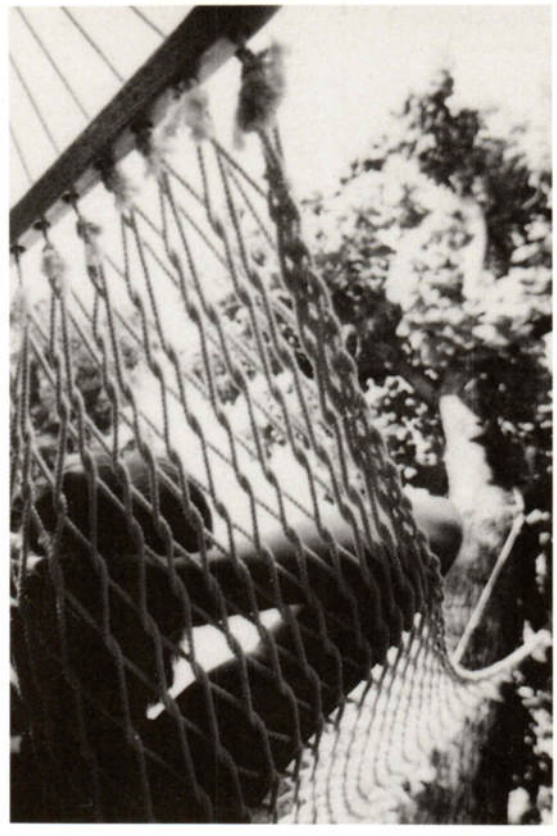
Du hast keinen bösartigen Chef, keine neidischen Kollegen, keinen Nachbarn, der nachts Klavier spielt oder seinen Müll über Deinen Zaun wirft. Worüber ärgerst Du Dich eigentlich?

Meistens über mich. Über meine Langsamkeit, das Gefühl, meine Zeit effektiver nützen zu sollen, und schlußendlich darüber, daß ich mich unter solchen „Leistungsdruck" setze.

Du reist viel. Ist das Deine Vorstellung von gutem Leben, oder fliehst Du vor der Langeweile?

Ich schließe nicht aus, daß Reisen auch Flucht ist, z. B. vor der Vorstellung, permanent an einem Ort sein zu müssen. Ich bin allerdings seit meiner Kindheit gewöhnt, jedes Wochenende und während der Schulferien wegzufahren.

Ich glaube, daß ich durch das Reisen toleranter geworden bin, obwohl ich noch immer für den Lebensstil manches Landes wenig Verständnis aufbringe; aber meistens gelingt es mir dann, meine Betrachtungsweise als deutsch oder europäisch einzustufen und zu verstehen, daß andere Völker andere Denk-



und Lebensweisen (und auch andere Autofahrstile) haben.

Für mich ist der Wechsel von Ort zu Ort, Land, Kontinent eine Lebensqualität. Aber ich bin ja nicht tagtäglich auf Achse. In vielen Ländern habe ich die Möglichkeit, für längere Zeit bei Freunden zu wohnen, Mehr: zu leben, und ihr Zuhause als Anlaufpunkt zu benutzen. Insofern nehme ich mit meinem Alltagsleben an ihrem teil. Ohne diese Freunde wäre mein „Nomadenleben" bestimmt nicht so angenehm, ja manchmal richtiggehend luxuriös.

Du hast Dein ererbtes Geld auf Deine erwartete Lebensstrecke aufgeteilt. Bist Du im Plan? Wie gehst Du mit einem Defizit um (wenn Du eins hast)?

Ich bin mit meinem Finanzplan ziemlich über Kreuz. Durch „Fehlinvestitionen" (Bürgschaften, „gute Freunde" etc.). Mein Defizit versuche ich durch Sparen und geschicktes Anlegen zu bekämpfen.

Du hast viel Zeit gehabt, über Deinen Entschluß zu reflektieren. Wie würde ein Kurs zur Abgewöhnung der Arbeit aussehen, den Du geben könntest?

Meine Voraussetzung dazu war die finanzielle Sicherheit. Ohne diese – das glaube ich sehr stark – hätte ich nie aussteigen können. Ich bin kein Kämpfer. (Ich bin nur deshalb immer wieder aus der Wildnis aufgetaucht, weil ich genügend Konserven dabei hatte.) Aber trotzdem: Ich halte es für wichtig, sich darüber klar zu werden, daß es zukünftig niemanden mehr gibt, der einem sagt, was zu tun ist. Aller Antrieb muß aus einem selbst kommen. Man muß sich

über seine Wünsche klar werden, darüber, daß Alleinsein, sogar Einsamkeit oder Leere auftritt, aus denen man sich eher verstärkt selbst herausholen muß, weil der äußere Antrieb (9-to-5-Job) fehlt. Man muß sich dessen gewahr werden, daß man sich leicht verzetteln kann, weil man die Zeit hat, alles Mögliche zu tun, d. h. Angefangenes liegen läßt, um sich etwas anderem (Spontaneität!) zuzuwenden, aber im Grunde immer unzufriedener wird. Auf der anderen Seite darf man aber nicht durch selbstauferlegten Leistungsdruck die Fähigkeit zur Spontaneität verlieren, weil man ja eben jetzt die Möglichkeit hat, eine Tätigkeit zu unterbrechen, da kein Chef mehr mit Argusaugen über einen wacht. Es ist natürlich ein ganz anderer Ausgangspunkt, ob man allein „aussteigt", zu zweit oder sogar mit Kindern.

Wie stellst Du Dir Dein Alter vor?

Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß mein gegenwärtiger Lebensstil (das Herumreisen) nur ein temporärer ist, denn als ich den 9-to-5-Job aufgegeben habe, ging es auch darum, ob mir dieses (selbst auferlegte) Nomadenleben gefällt, so wie ich es mir immer vorgestellt habe, als ich noch im „Arbeitsprozeß" war. Nach den geschilderten Anfangsschwierigkeiten tut es das immer noch.

Aber ob ich das bis an das Ende meiner Tage so weiterführe? Bisher glaube ich es nicht, denn irgendwo steckt auch (und noch) der Wunsch nach dem Dach über dem Kopf. Bliebe auch noch die große Unbekannte, die Gesundheit, die ja häufig den Lebensstil diktiert. Bleibe ich rüstig, würde ich gerne mit Freunden eine „Alters-WG" aufmachen, und natürlich schwebt mir vor, daß sie in einer Gegend ist, wo nicht gerade Milch und Honig fließen, wo aber ein angenehmes Klima herrscht, wie es ältere Herrschaften gern haben. Vielleicht bin ich bis dahin aber auch schon so eigen geworden, daß ich als Steppenwolf immer weiter durch die Lande ziehe.

Gewisse Fragezeichen der Zukunft (z. B. Gesundheit und die „letzten Tage") keine lebensbedrohenden Ängste, sondern schlichtweg unbeantwortbar und deshalb auch ungemütlich.

Außenansicht von Freundesseite

Die Veränderung der Beziehungen zwischen Uli W. und seinen Freunden geht weiter, als es im Interview zum Ausdruck kommt. Durch sein Aussteigertum erscheint er Freunden verfügbarer als andere gestreßte Freunde in Lohn und Brot. Tatsächlich ist er zur Stelle, wenn er gebraucht wird, wie oben erwähnt zum Hausbau, zur Ernte, zum Umzug oder auch zum gemeinsamen Urlaub.

Uli hat niemanden im Freundeskreis zur Nachahmung verführt. Aber er provoziert durch seine Lebensweise alle zur Reflexion über ihre Lebensführung, bringt sie zum Nachdenken über Arbeit und Geld, tariert ihre Gewichte neu und verursacht bei ihnen ein reflektierteres, intensiveres Lebensgefühl.

Philosophie des Rückzugs – Ökonomie des Nützlichen:

Zwei Beispiele zum guten Leben vor 400 Jahren

Von Nils Minkmar

Das Bild, was wir uns vom guten Leben in der Vormoderne machen, ist geprägt von unzähligen Darstellungen in der Malerei, der Literatur und zunehmend von Historienfilmen, in denen bei jeder Wirtshausszene überschwappende Weinbecher und Töpfe voller gebratener Hähnchen die Tafeln zieren. Auch die berühmten Bankette im gallischen Dorf von Asterix mit den unerläßlichen gebratenen Wildschweinen gehören zum Kanon der populären Bilder vom früheren guten Leben. Solche Szenen mögen ihre Berechtigung darin haben, zur Inspiration heutiger Betrachter beizutragen; ein Verständnis für die Möglichkeiten oder Erfahrungen eines guten Lebens der Menschen in der Vormoderne vermitteln sie freilich nicht. Den zeitgenössischen Vorstellungen und Phantasien vom guten Leben näherzukommen, bedarf – will man nicht bloß einen Kostüm- oder Szenenwechsel vornehmen oder historische Kochrezepte in der neuen Mikrowelle ausprobieren – einer sehr behutsamen Vorgehensweise und einem Blick über den Tellerrand. Welche Perspektiven, ein erquickliches Dasein zu genießen, welche Träume vom guten Leben hatten etwa die BewohnerInnen des vormodernen Europas unter den eigentümlichen Lebensbedingungen dieser Zeit, die vom raschen Wechsel von Mangel und Überfluß, von Gefahr und Sorglosigkeit gekennzeichnet war?

Die Beispiele zweier Menschen, die im 16. Jahrhundert in ganz unterschiedlicher Weise ihr Leben gestalteten, sollen im folgenden deutlich machen, wie es in der alles in allem doch recht wirren Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert möglich war, wenigstens die eigene Lebenswelt so zu gestalten, daß einem das Leben gut oder sogar besser erschien.

Da ist zunächst Michel de Montaigne (1533-1592), ein Mann, welcher, seiner Zeit um Jahrhunderte voraus, in geradezu klassischer Weise eine Lebensführung gewählt hatte, die sich durch die Ablehnung von materiellen wie symbolischen Anerkennungen des öffentlichen Lebens auszeichnete, ja mehr noch, ein in die Übersichtlichkeit des Gartens oder des Turms zurückgezogenes Dasein in Gelassenheit beinhaltete. Nicht zuletzt die große Aufmerksamkeit, die der Neuausgabe der deutschen Übersetzung seiner Essais anläßlich seines 400. Todestages am 13. September 1992 geschenkt wurde, zeugt von der auch heute noch ungebrochenen Faszination seiner Gedanken und der Attraktivität ihrer möglichen Verwirklichung.

Das gute Leben, das Montaigne zeichnet – dies sei vorausgeschickt -, ist nach seinem Verständnis immer ein moralisch gutes, ein gerechtes Leben. Als Maxime könnte einer solchen Suche nach dem Glück durchaus der folgende Spruch Epikurs gedient haben: „Mag auch die Sicherheit vor den Menschen bis zu einem gewissen Grade zu erlangen sein durch eine fest gegründete Macht und durch Wohlhabenheit, so entsteht doch die reinste Sicherheit durch ein ruhiges und von der Menge abgesondertes Dasein" (Epikur, Von der Überwindung der Furcht). Und Sicherheit bedeutete in unruhigen Zeiten vor allem die Möglichkeit zur autonomen Gestaltung seines Lebens: „Das gerechte Leben ist von Unruhen am freiesten, das ungerechte aber ist voll von jeglicher Unruhe", um noch einmal Epikur zu bemühen (Epikur, ebd.). Ein in diesem Sinne gutes Leben zu führen, bedeutete in der Gedankenwelt Montaignes in erster Linie, sich freiwillig von der Dekadenz und den Eitelkeiten der mondänen und elitären Zirkel der gehobenen Gesellschaft und des Staates fernzuhalten, ohne sich freilich gleich den Zwängen der materiellen Not aussetzen zu müssen. Die innere Freiheit, die Gelassenheit sind – mehr als familiäres, finanzielles oder politisches Glück – nach seinem Verständnis die entscheidenden Merkmale des glücklichen und guten Lebens.

Montaigne zog sich bekanntermaßen mit 38 Jahren aus seinen öffentlichen Ämtern in Bordeaux zurück, um sich in der Gemeinschaft seiner Bücher in Freiheit, Ruhe und Muße seinen Studien und Ideen widmen zu können. Fernab von den Kämpfen um die territoriale und religiöse Einheit Frankreichs suchte er seine geistigen Innenwelten zu erkunden und sich in Briefwechseln mit einem Freund darüber auseinanderzusetzen: „Alles, was andere an Neigung auf eine unzählige Menge von Freunden und Bekannten verwenden, auf ihren Ruhm, auf ihre Größe, das verwende ich alles auf die Ruhe meines Gemütes und auf mich selbst ... Jedermann blickt vor sich hin; ich blicke in mich hinein; ich habe mit niemand zu schaffen als mit mir selbst", so beschrieb er die Maximen seiner Lebensphilosophie (Montaigne, Über den Eigendünkel).

Wie konkret diese Beschränkung auf die intellektuelle Introspektion auch im alltäglichen Leben zu verstehen ist, macht eine Aufzählung dessen deutlich, was der auf dem Lande residierende und von den Erzeugnissen der Landwirtschaft lebende Montaigne alles nicht vermag: „Bei alledem kann ich nicht rechnen, weder mit Zahlpfennigen noch mit der Feder; ich kenne die wenigsten unserer gangbaren Münzsorten, kenne auch nicht einmal die Verschiedenheit des

Blick aus Montaignes Turmzimmer

Kornes, weder auf dem Felde noch auf der Scheuer, wenn sie nicht gar zu auffallend ist, kaum kann ich Krautköpfe von Salatköpfen in meinem Garten unterscheiden. Ich weiß nicht einmal die Namen der vornehmsten Werkzeuge des Feldbaues zu nennen und verstehe mich nicht auf die Anfangsgründe der Landwirtschaft, die sogar Kinder wissen ..." (ebd.).

Doch Montaigne gelang es nicht, seine Isolation so konsequent und dauerhaft fortzuführen, wie er es in seinen Essais empfiehlt. Er wurde nach seinem Rückzug aufs Land noch einmal zum Bürgermeister von Bordeaux gewählt und führte, mit zahlreichen diplomatischen Aufträgen zwischen den Parteien des französischen Bürgerkriegs betraut, dann auch wieder ein seinem Stand und seiner Bildung gemäßes, öffentliches und politisches Leben. Aber nicht nur im Turmzimmer seines heimischen Schlosses, ebenso auf Reisen und besonders auf der durch sein Tagebuch bekannten von Paris durch das deutsche Reich nach Rom 1580-1581, zeichnet sich sein Lebensstil durch ein hartnäckiges Bemühen um die autonome Gestaltung seines täglichen Lebens aus. Dies war freilich nur in dem Maße möglich, in dem es gelang, sich, ohne jemanden zu brüskieren, der Gesellschaft und den Lebensgewohnheiten des örtlichen Adels zu entziehen. Wo es ging, wahrte Montaigne sein Incognito und bemühte sich etwa auf seiner Reise durch Deutschland, den in jeder Stadt erneut zu erwartenden Empfängen, Geschenken und langen Begrüßungszeremonien, damals wie heute wesentlicher Bestandteil der politischen Kultur, zu entgehen.

Montaignes Essens- und Tischgewohnheiten verdeutlichen, wie sein Verhalten gleichwohl in alltäglichen Details durch subtile und eigensinnige Distanzierungsversuche geprägt ist, die zudem so geartet sind, daß sie ihn nicht zugleich in die auffällige Rolle des Provokateurs drängen. Bei Tisch widerstrebt ihm nichts so sehr wie die in hohen Adelskreisen obligaten Bankette, bei denen ein Fleischgang wieder aufgehoben wurde, kaum daß er serviert worden war, und die nur dann als erfolgreich galten, wenn die Gäste mit gebratenen Wildvögeln der unterschiedlichsten und seltensten Arten regelrecht gemästet worden waren. Montaignes Vorliebe galt vielmehr dem Fisch, der üblicherweise nur an Fastentagen verzehrt wurde, und daneben vor allem Austern und Flußkrebsen, beides Speisen, die als vergleichsweise gewöhnlich und vor allem „unraffiniert" galten. Er nahm darüber hinaus die auffällige Angewohnheit an, den Wein zur Hälfte mit Wasser zu strecken, womit er weder zeitgenössischen diätischen Empfehlungen zur Abstinenz, noch der etwa in deutschen Landen verbreiteten Sitte, unverdünnt und außerhalb der Mahlzeiten zu trinken, entsprach.

In der besseren Gesellschaft des 16. Jahrhunderts wurde gemeinhin von allen erwartet, ruhig an längeren Zeremonien teilzunehmen und insbesondere stundenlang an den Tafeln auszuharren. Dennoch konnte sich der stets ungeduldige und neugierige Montaigne nur schwer dazu durchringen, nicht mit den Beinen zu schaukeln, Grimassen zu schneiden oder überhaupt sitzenzubleiben. Es fiel ihm schwer, langsam zu essen: Obwohl sich Löffel und Gabel allmählich durchsetzten, benutzte er weiter seine Hände, um schneller essen zu können, wobei er sich freilich regelmäßig auf Zunge und Finger biß. Zugleich war seine – wenn auch besonders breite – Serviette regelmäßig von Teilen zu hastig zum Munde geführter Speisen so verschmiert, daß er sie nach jedem Gang wechseln mußte wie andere die Teller.

In seinen Gewohnheiten vermied Montaigne dennoch – streng darauf bedacht, nicht von einem Extrem ins andere zu fallen – allzu auffällige Exzentrizitäten, wie etwa die Benutzung nur des eigenen Trinkbechers statt eines gemeinsamen, auch wenn ihn davor ekelte. Durch solche auch im Alltag wirksamen, genau überlegten Distinktionsstrategien suchte er sich von den Zwängen der Repräsentation zu lösen und, statt die Blicke seiner Standesgenossen auf sich zu ziehen, selbst mit neugierigem Blick umherzuwandern.

Das gute Leben des Michel de Montaigne zeichnete sich dadurch aus, daß alle Aspekte der Lebensführung – Vorlieben, Meinungen und Handlungen – immer wieder zum Gegenstand der Selbstreflexion gemacht wurden. Diese ständige Auseinandersetzung mit sich selbst machte es ihm möglich, seine persönlichen Neigungen – Spontaneität, Unruhe, Neugier – mit den Prinzipien seines Denkens – Autonomie, Gelassenheit, Skepsis – in Einklang zu bringen. Doch eine Mehrheit der Zeitgenossen Montaignes mußte sich unter ganz anderen Bedingungen, denen der Unübersichtlichkeit und Unsicherheit, um ein gutes oder auch nur erträgliches Leben bemühen. Von den mehr oder weniger geglückten Abenteuern bei dem

Versuch, eine Situation, eine gute Gelegenheit nach den eigenen Möglichkeiten zu nutzen, erzählen die volkstümlichen Geschichtensammlungen, wie Georg Wickrams „Rollwagenbüchlein", Johannes Paulis „Schimpf und Ernst" und „Till Eulenspiegel".

Der Garten der Patrizier, ein eingezäuntes Paradies: Illustration zu einem Roman von Georg Wickram

Das zweite Beispiel ist nun das eines Menschen, der, ganz im Gegenteil zu seinem Zeitgenossen Montaigne, nur einen minimalen Grad an Autonomie reklamieren konnte und notwendigerweise sein Leben lang im Mittelpunkt der öffentlichen Abläufe seiner Gemeinschaft stehen mußte: der Henker von Colmar.

Er war wie kaum eine andere Person in der städtischen Gesellschaft der frühen Neuzeit in seiner Lebensführung eingeschränkt: In der Hierarchie der städtischen Gesellschaft stand der Henker ganz unten. Er galt als infam, und jeder soziale Umgang, vor allem aber jedes Trinken oder Essen mit ihm, war verpönt. Wer sich mit dem Henker einließ, konnte schnell ebenfalls als infam gelten, wodurch er unweigerlich aus der Gemeinschaft ausgeschlossen wurde. In Straßburg etwa war es dem Henker und seinen Angehörigen lange nicht gestattet, überhaupt am Abendmahl teilzunehmen. In der dortigen Henkerordnung hieß es darüber hinaus, der Henker solle „frommen und ehrsamen" Leuten auf der Straße ausweichen, um sie nicht zu belästigen, und auf dem Markt keine Lebensmittel berühren, um keine anderen Kunden abzuschrecken. Ein infamer Mann konnte nur eine Tochter aus einer ebenfalls infamen Familie heiraten, ihre Söhne wurden bis ins 19. Jahrhundert hinein von keinem ehrlichen Handwerker als Lehrlinge aufgenommen, und die Töchter heirateten ebenfalls nur in Henker- oder Schinderkreise ein.

Doch auch der Henker von Colmar verstand es, aus seiner sozial und symbolisch unabänderbar schlechten Lage heraus Strategien zu entwickeln, um bessere Augenblicke zu erleben. Davon zeugt ein Brief, besser ein Beschwerdebrief, den Hans Hermann Truchsess von Rheinfelden, Vogt zu Reichenweiler, 1541 an den Magistrat der Stadt Colmar schreiben ließ. Wie viele kleine Städte konnte sich auch Reichenweiler keinen eigenen Henker leisten und lieh sich den Colmarer Henker. Dieser hatte die Aufgabe, in der Regel ein oder zwei Mal im Jahr Verurteilte öffentlich hinzurichten, streunende Hunde zu erschlagen oder die Gruben mit Aas leeren zu lassen. So hatte der Vogt der Herrschaft Württemberg

mit dem Colmarer Nachrichter die Übereinkunft getroffen, daß alle dort anfallenden Tierkadaver ausschließlich ihm zur Weiterverarbeitung überlassen würden und er im Gegenzug für Hinrichtungen nur zwei Gulden und die Verpflegung für sich und seinen Knecht erhalten würde.

Eines Tages, im Februar 1541, machte sich also der Henker mit seinem Knecht auf den Weg nach Horburg in der Herrschaft Württemberg, um dort einen Verurteilten auf dem Scheiterhaufen hinzurichten, zu welchem Zweck sie auch allerlei Leitern, Ketten und Pulver mitführten. Einmal in Horburg angekommen, sah sich der Henker offenbar in der glücklichen Lage, seine Unehrlichkeit einsetzen zu können, um seinen Arbeitstag insgesamt etwas interessanter zu gestalten.

Zunächst, so beschwerte sich der Vogt später beim Rat von Colmar, ließ er eine weit größere, „überflüssige und unnotwendige" Menge Feuerholz kommen, als zunächst ausgemacht war. So blieben nach der Hinrichtung noch gut zwei Fuder Holz übrig, die gemäß der Logik der Infamie kein ehrbarer Bürger mehr hätte gebrauchen oder auch nur anrühren dürfen und die der Henker getrost wieder mitnehmen konnte. Ähnliches gilt für zahlreiche Arbeitsinstrumente, „schufflen, bickel, hauwen und anderes zeug", die er bei seiner Ankunft in Horburg überraschenderweise angefordert hat und die er ebenfalls wieder nach Colmar mitzuführen gedachte.

Während der Hinrichtung selbst fiel der Henker, wiederum zum Schrecken des Publikums und der Obrigkeit, dadurch auf, daß er im Gespräch mit dem Verurteilten zahlreiche „dermassen so ungepierliche Gotzlesterungen" äußerte. Als infamer Mensch und zugleich Bürger einer anderen Stadt, dessen Fertigkeiten dringend benötigt wurden, konnte er sich allerdings vor den allgemein üblichen und hohen Strafen für Gotteslästerer sicher fühlen. In Colmar selbst, wo er unter der Herrschaft und Gerichtsbarkeit des städtischen Rates arbeitete, hätte er es nicht wagen können, dermaßen nach Herzenslust zu fluchen oder so rücksichtslos nach seinem Vorteil zu streben.

Nach getaner Arbeit begab sich der Gasthenker, um die Ohnmacht seiner Auftraggeber weiter auszunutzen, ins Wirtshaus, wo er nicht allein mit seinem Knecht, sondern „zu überfluss mit dem Frawenwürt (= dem Betreiber des städtischen Bordells) und anderen unnützen gesellschafften" ausgiebig zechte, selbstverständlich und fast vertragsgemäß auf Kosten der herrschaftlichen Kasse. Nach langem Mahl, während dem das Wirtshaus von ehrlicher Gesellschaft frei gewesen sein dürfte, so abstoßend wirkte die gemeinsame Anwesenheit von Henker und Frauenwirt, schickte sich der Henker an, sein Holz, die Arbeitsgeräte der Horburger und seine eigenen Instrumente wieder nach Colmar mitzuführen. Im letzten Augenblick allerdings erhob der Schaffner der Herrschaft, dem vermutlich unterdessen die Zeche präsentiert worden war, Einspruch und verwehrte dem Henker die restlichen zwei Fuder Holz.

Um dem bislang vergnüglichen Tag noch einen würdigen Abschluß zu geben, ließ sich der Colmarer Henker aber erst gar nicht weiter auf eine Feilscherei um das Holz ein, sondern machte sich unverzüglich auf den Heimritt – freilich ohne den Karren mit seinen gesamten Utensilien. Den ließ er – zu damaligen Zeiten für jeden ehrlichen Bürger und jede ehrliche Bürgerin ein perfekter Alptraum – mitten in Horburg stehen, wohl wissend, daß niemand anderes als er selbst es wagen würde, die infamen Dinge auch nur anzurühren.

Henkerdarstellung aus „Kriegsbeschreibung", Graf zu Solms, 16. Jh.

Wie man die Genuß-Sucht besiegt

Am Beispiel der Sage von den Sirenen, die „mit Recht auf die verderblichen Anreize zum Genuß bezogen" wird, gibt Francis Bacon (1561-1626) dem verzweifelt vor dem Genuß Fliehenden drei Heilmittel, „nicht geheim und dennoch weise und edel", an die Hand:

„Die erste Methode, dem Übel zu entrinnen, besteht darin, den Anfängen zu wehren (principiis obstet) und sorgsam alle Gelegenheiten zu meiden, welche die Seele versuchen und erschüttern könnten. Dies ist mit dem Verstopfen der Ohren gemeint, was für niedere und plebejische Seelen, wie die Mannschaft des Odysseus, das einzig mögliche Heilmittel ist. Erhabenere Gemüter können sich dagegen inmitten des Genusses aufhalten, wenn sie sich mit Standhaftigkeit und Entschlossenheit wappnen, ja, einigen gefällt es, sogar ihre Tugend auf diese Weise einer besonders auserlesenen Prüfung zu unterziehen und daneben – als Beobachter, nicht als Anhänger – einen tieferen Einblick in die Torheiten und Tollheiten des Genusses zu gewinnen. (...) Helden solcher Art können daher ungerührt den stärksten Versuchungen ausgesetzt sein und selbst an ihren Abgründen stehenbleiben, wenn sie nur dem Beispiel des Odysseus folgen und die verderblichen Ratschläge und Schmeicheleien ihrer eigenen Gefährten unterbinden, die vor allen Dingen am meisten die Seele zu erschüttern und zu schwächen vermögen. Von den drei Heilmitteln ist das des Orpheus jedoch in jeder Hinsicht das beste, der die Stimmen der Sirenen übertönte und beiseite drängte, indem er das Lob der Götter sang und erschallen ließ.

Konsequent und kalkuliert nutzte der Henker seine Situation, die gerade dadurch gekennzeichnet war, daß niemand mit ihm streiten, handeln oder auch nur gerne reden würde. Gezielt betrieb er in einer Zeit des Mangels eine der Logik seiner sozialen Position entsprechende Ökonomie des Nützlichen, um seine Lebensumstände zu verbessern oder nur um eine Dienstreise ein wenig angenehmer zu gestalten. Schon allein die in entsprechenden Geschichten aufbereitete Erinnerung an die Ereignisse in Horburg wird der Mühe wert gewesen sein. Angesichts des Henkerkarrens in der Stadt konnten übrigens auch die Württemberger nicht lange standhalten – sie schrieben dem Colmarer Rat, man möge dem Henker ausrichten, seine Sachen abzuholen, man werde sich doch wegen des Holzes und weiterer Aufträge rasch einigen können.

In Zeiten, in denen eine üppige Mahlzeit sehr schnell auch die letzte Mahlzeit überhaupt sein konnte, sei es als Henkersmahlzeit oder als vergiftetes „venezianisches süpplin", machte man sich notwendigerweise eine andere Vorstellung vom guten Leben als heute. Ebenso wie bei politischen Überzeugungen, religiösen Glaubensbekenntnissen oder künstlerischen Ausdrucksformen ist auch in der Vorstellungswelt das, was das Leben lebenswert macht, ein Produkt der spezifischen, individuellen wie kollektiven Erfahrungen eines kulturellen Umfelds. In diesem Sinne entsprach es der Logik eines adligen Philosophen wie Montaigne, ein gutes Leben in abstrakteren und langfristigeren Dimensionen zu denken, während für einen infamen Menschen das gute Leben darin bestehen konnte, jede gute Gelegenheit zu nutzen.

Sehen und gesehen werden

Über die Faszination saarländischer Dorf- und Stadtfeste

Von Hans-Henning Krämer

„Die Saarländer feiern gern", lautet eine gängige Beschreibung, die die Saarländer gerne von sich verbreiten. Im Gegensatz zu anderen Selbstbildern trifft sie zu, und man könnte vielleicht noch ergänzen: „Am liebsten im Verein oder Dorf".
Seit in den 70er und 80er Jahren die ersten Dorf- und Stadtfeste aus der Taufe gehoben wurden, sprießen sie wie Pilze aus dem Boden. Denn wenn in Obersaubach bis zum Umfallen getrunken wird, will Untersaubach nicht zurückstehen. Die Ausrichtung eines eigenen Festes gilt als Seismograph für die Vitalität einer Gemeinde und die Aktivität der ortsansässigen Vereine. Wer hier passen muß, dem hängt schnell der Ruf „da ist nichts los" nach. Hat ein Fest jedoch erst einmal den Ruf erworben „Dort geht 'was ab", so kann sich das auch bei den nächsten Kommunalwahlen auszahlen.

Volksfeste sind keine Erfindung der Gegenwart. Entlang des Kirchenjahres, dem Rhythmus in der Landwirtschaft und den Zahltagen im Bergbau rankten sich früher eine Reihe von Festen und Feiern. Die Kirmesfeiern richteten sich nach den Namenspatronen der Kirche. Verschiedene Dorffeste, wie etwa das „Wambefeschd" in Quierschied, die Webenheimer Bauerntage und die Patronatsfeste in Gersheim, haben sich aus solchen historischen Vorläufern entwickelt. Ursprünglich ein willkommener Anlaß, für ein oder zwei Tage den Mühen in der Landwirtschaft oder dem Bergbau zu entkommen, sind sie heute von anderen Dorffesten kaum mehr zu unterscheiden.

Die Mehrzahl der Volksfeste sind jedoch eine noch junge Erscheinung: trotzige Reaktion auf die Eingemeindungen und den Verlust der Selbständigkeit Mitte der 70er Jahre und Reaktion auf die Wiederentdeckung des Dorfes als Lebensraum. Auch sie bemühen die Vergangenheit mit Namen wie „Freeschenfeschd" (Schwemlingen), „Topfstädter Dorffest"(Düppenweiler) oder „Linsenfest" (Besseringen). Ein reiner Etikettenschwindel, denn von seltenen Tierarten, lokalen Handwerkstraditionen und landwirtschaftlichen Spezialkulturen ist durch Umweltzerstörung und EG-Agrarpolitik sowie dem Einerlei kommunaler Wirtschaftsförderung längst nichts mehr übriggeblieben. Ehrlicher sind da Begriffe wie „Dorffest" oder „Schmaustage", die benennen, worum es eigentlich geht. Das Dorffest hat nichts zum Programm als das Dorf selbst. Und das kann viel sein: 16.000 Mitglieder in mehreren Dutzend Vereinen zählt etwa die Großgemeinde Quierschied – bei nur 15.000 Einwohnern. Einmal im Jahr richten die Vereine gemeinsam die drei Dorffeste in den einzelnen Ortsteilen aus. Kenner wollen schon eine bestimmte Rangliste aufgestellt haben: Göttelborn sei anonym, Quierschied kommerziell, am meisten los sei in Fischbach. Und die Städte. Saarbrücken und Saarlouis waren in den 70er Jahren mit die ersten, die Bürgerfeste organisierten. Doch die beteiligten Vereine wurden nach und nach ausgebootet oder gaben wegen Arbeitsüberlastung auf. Heute planen windige Kulturpolitiker vom grünen Tisch aus ohne Einbeziehung von Vereinen und Initiativen. Nicht zuletzt die enormen Standgebühren leisten einer einseitigen Kommerzialisierung Vorschub. Die Stadtfeste sind heute im Hinblick auf ihre ursprüngliche Idee gescheitert; sie sind der geradezu groteske Versuch, in der Anonymität und Größe von Stadt Überschaubarkeit herzustellen.

Trotz unterschiedlicher Entstehungszusammenhänge und Trägerschaften verraten die Dorf- und Stadtfeste doch ein ähnliches Strickmuster. Zum Standardrepertoire gehören heute die größte Pfanne Deutschlands mit dem Aushängeschild saarländischer Kochkunst sowie Elsässer Flammkuchen und Champignons als Beweis für unsere Verbundenheit mit Frankreich. Fehlen dürfen auch nicht der Dorfitaliener und Ali am Kebabstand. Sage da einer noch, die Saarländer wären provinziell. Aber fett sollte es sein: Lyoner, Schwenkbraten und triefende Kartoffelversionen. Das schafft die Grundlage, um an den diversen Bier-, Wein-, Sekt- und Champagnerständen bestehen zu können. Die Kultur kommt auch nicht zu kurz: eine Bergmannskapelle für Samstag-Nachmittag (Tradition!), eine einheimische Nachwuchsband für den frühen und eine auf Oldies spezialisierte Band von auswärts am späten Abend. Alles in allem: das Erfolgsgeheimnis der Feste. Man weiß, was einen erwartet. Vor Überraschungen ist man sicher.

Aber Ambiente, Musikgestaltung und das kulinarische Angebot erklären nur teilweise den Erfolg bzw. Mißerfolg des organisierten Feierns.

Dort, wo familiäre Banden zerbrechen, wo nachbarschaftliche Kontakte nicht gewünscht oder nicht gelebt werden, wo örtliche Zusammenhänge durch die Zentralisierung von Arbeits-, Ausbildungs- und Einkaufsstätten an Bedeutung verlieren, stellen die Dorffeste eine intakte Kontaktbörse dar. „Früher", erzählt die Apothekerin aus Quierschied, „hat man Verwandte und gute Bekannte oft bei Hochzeiten, Geburtstagen, Beerdigungen oder zumindest an der Kirmes getroffen. Heute trifft man sich einmal im Jahr am Dorffest. Dafür kommen die Kinder sogar von auswärts angereist." Zur Sprache kommen hier nicht nur Belanglosigkeiten, sondern Fragen der Physiognomie („Is der Otto awer dick worr"), der Flexibilisierung der Arbeitszeit („Im lätschde Monat hann isch kän än Dag frei gehatt, kän än Dag") und der Vergänglichkeit der Zeit („Iss der awwer alt gänn"). Neuigkeiten und Nettigkeiten, die nur deshalb einen Informationswert besitzen, weil es noch gemeinsame Bezugspunkte gibt: die Schul- und Jugendzeit, den gleichen Verein, die Arbeit. Insofern spiegeln die Dorffeste einen Teil der saarländischen Wirklichkeit wider: man kennt sich, und wenn nicht direkt, dann zumindest über einen Dritten.

Vor allem die Dorffeste sind zudem ein gelungener Versuch der Zusammenarbeit örtlicher Vereine und der Gemeinde. Die Programmgestaltung und die Standbetreuung liegen in den Händen der diversen Sport-, Gartenbau- und Kulturvereine, die damit einen nicht unwesentlichen Teil ihrer Einnahmen erzielen. Außerdem sorgen sie für das notwendige Publikum. Wenn rein statistisch jeder Einwohner Mitglied in einem Verein ist und nur einen Bekannten zum Dorffest bringt, ist die Resonanz gesichert. Die Finanzierung und die technische Abwicklung übernimmt indes die Gemeinde. „Bis ein Dorffest steht", so der Quierschieder Bürgermeister Klaus Meiser, „sind mehr als 200 Arbeitsstunden notwendig. Wir haben auf dem Gemeinde-Bauhof eine Reihe von Leuten, die auch in den örtlichen Vereinen engagiert sind. Und die machen dann zwei Tage vor und nach dem Fest nichts anderes als den Auf- und Abbau, den Wasseranschluß und was sonst noch so anfällt." Bleibt der kulinarische Aspekt. Für zwei Tage läßt sich billig und doch übermäßig prassen: Vieles ist vertreten und leicht erschwinglich. Daß die Dorffeste heute vielfach zu reinen Freßorgien verkommen sind, hat Peter Bierbrauer in anderem Zusammenhang in die Worte gefaßt: „Das unentwegte Bemühen der heutigen Saarländer, in einer endlosen Kette von Festen und Feiern das Schlaraffenland wenigstens zeitweise aus dem Traumbezirk in die Realität zu versetzen, markiert die unbewältigten oralen Defizite ihrer industriellen Geschichte."

Der heilige Furz

Über die Philosophie der Sinneslosigkeit

Von Bernd Nixdorf

Die Geschichte einer Philosophie der Sinnlichkeit, der Lust, des Guten Lebens, des Genießens (nennen wir alles zusammen einmal Hedonismus) zu schreiben, hieße die Geschichte einer Mangelerscheinung zu schreiben. Durchstöbert man Michael Onfrays neuestes Buch „Der sinnliche Philosoph" (1), möchte man zu der Erkenntnis gelangen, daß es in der Tat interessanter scheint, einmal jene langweiligen und blutleeren Wahrheitsfanatiker, die ein offensichtlich körper- und bedürfnisloses Dasein in Raum und Zeit führ(t)en, genauer zu betrachten, denn die Genüsse, die unsere fünf Sinne in ihrer unerschöpflichen Geberlaune uns ständig spendieren, kennen wir ja alle, während eine kurze Analyse des Genuß-Verzichts uns vielleicht erklärt, warum wir nicht auch all diese Genüsse genießen dürfen, es aber trotzdem sollten.

Wenn auch Sinn und Zweck der Philosophie heute mehr denn je in Frage gestellt werden, ist nicht zu vergessen, wie stark das Denken der „alten" Philosophen unsere heutigen Moralvorstellungen und Gesetze, in die es über den Umweg durch Staatsmänner und Politiker sich eingeschlichen hat, prägt. Und es braucht nicht viel, um zu erkennen, daß wir in jenen verweltlichten Gottgegebenheiten weniger die Gedanken des Libertins und Koprophagen de Sade oder des Geruchsgenies Demokrit, der, so geht die Sage, den Unterschied zwischen Jungfrau am Abend und Weib am Morgen riechen konnte, wiederfinden, sondern eher die eines Kant, für den der Geruchssinn kaum mehr als ein Überbleibsel aus dem primitiven Ursprung des Menschen im Chaos darstellt, als er noch Tier war und mit der Nase über den Boden kroch und der bei seiner Analyse des Gestanks der Neger (sic!) zu, in seinem Falle, naheliegenden Ergebnissen kommt, oder natürlich des Christentums, von Nietzsche schlicht und prägnant als „Moral-Kastratismus" bezeichnet, das den Leib zwar so sehr zu schätzen scheint, daß es ihn sogar auferstehen läßt, aber am Ende dann doch lieber nur den, der schon vorher nichts davon hatte.

Daß Kant Proust nicht gelesen hat, kann man ihm schwerlich zum Vorwurf machen, aber die Annahme, daß die Vulgarität der Geruchseindrücke zu einem Verständnis der sinnlich wahrnehmbaren Welt nichts beiträgt oder gar ihm entgegensteht, könnte von Freud so begründet werden: Der Geruchssinn ist der, der den Menschen am stärksten mit dem Tier verbindet, und sich über das Tier erheben zu wollen, geht am einfachsten durch eine Abwertung eben jenes Sinnes. Man hat sich also das Riechen wegzivilisiert und teilt bestenfalls noch in die süßen Düfte des Heiligen (und der eigenen Fürze) und den teuflischen Gestank des Bösen sowie den der mit ihm verwandten Menschenrassen und Völker, wie zum Beispiel den Negern und den Grönländern, denen man sich – glaubt man Herrn Buffon, der, Zoologe der er war, zur Hochzeit der Aufklärung diese Welt mit seiner Anwesenheit bescherte – nicht ohne Widerwillen nähern könne, da sie nach verfaultem Fleisch riechen und sich, um diesen Geruch zu überdecken, mit Urin waschen (Entschuldigung, Grönländer, das war nur zitiert). Aber die Sinnlichkeit umfaßt zum Glück mehr als nur den Geruch. Zum Glück für die Philosophen, die, da wo sie Handlanger des Christentums und anderer Religionen, seien dies auch nur ihre eigenen Neurosen, sind, des Gängelns nicht so schnelle müde werden. Die Sinnlichkeit des Körpers überhaupt, und vor allem die Sexualität, stellt für viele eine infernalische Teufelei dar, der es mit allerletzter Konsequenz entgegenzutreten gilt. Aus der Ablehnung des Gesamtkörperlichen erwuchs seinerzeit die Idee vom Engel. Ein paar Griechen und andere Krieger hatten es schon früh vorgeführt: Erlangung höherer Geistigkeit durch Selbstkastration. Das Christentum, dessen masochistischer *Basso continuo* noch heute den Rhythmus des Hohelieds der Gläubigkeit bestimmt, hat später die Idee des geschlechtslosen, aber doch irgendwie ziemlich weiblichen Engels als reinstem aller Wesen in liebevoller Detailarbeit fortgeführt und den Gedanken der abgeschnittenen Genitalien als Schlüssel zur Himmelspforte anscheinend so glaubwürdig verkauft, „daß die Kirche im 4. Jahrhundert diese Praktiken durch kanonisches Recht sogar eindeutig verurteilen mußte" (Onfray, S. 87).

Es scheint, der Hauptkampfplatz zwischen Geist und Körper, spiritueller Wahrheit und materieller Scheinbarkeit, göttlicher Vernunft und satanischem Genuß liegt im Hodensack. Dort irgendwo – weiten wir es ruhig auf den allgemeineren Genitalbereich aus – und im Bauch, dessen Nachbarschaft zu den Geschlechtsteilen, laut Hieronymus, asketischer Kirchenvater im bereits erwähnten 4. Jahrhundert, deren gemeinsame Lasterhaftigkeit verrät. Vom Bauch zum Herzen ist es aber auch nicht wesentlich weiter und vom Herzen zum Hirn wieder nur ein Katzensprung. Und wie stark bestimmte Aktivitäten des Gehirns die Schwellkörper und umgekehrt aus den gewohnten Bahnen bringen, ist sicherlich auch nur den wenigsten unbekannt, und so sollte sich der Wahrheit und Erlösung Suchende sicherheitshalber doch lieber gleich die Eier abschneiden. Wenn ihm Wahrheit und Erlösung wichtiger sind.

Apropos Verwandtschaft. Bisher hat es sich für manchen Geschmack vielleicht ein wenig zu intensiv im männlichen Genitalbereich abgespielt, aber bei den Alten war's halt so. Tun wir also einen großen Schritt in die Gegenwart und lassen dem weiblichen Genitale (Un)Gerechtigkeit widerfahren, indem wir uns Sartre zuwenden, dessen platonischer Ideenvorzug einen bemitleidenswerten Ekel vor dem Körperlichen zeitigt und für den, wir fühlen uns an Hieronymus erinnert, die Verwandtschaft zwischen Mund und weiblichem Geschlechtsorgan notwendig zu einer Verwandtschaft von Nahrungsaufnahme und Kopulation führt. Mund und Vagina sind Löcher, Löcher sind Ausdruck eines Mangels und verlangen nach Ausfüllung. Aber was ist so schlimm an dieser Ausfüllung? Von de Beauvoir erfahren wir, daß ihn Essen und Sex gleichermaßen wenig interessierten. Der Körper war ihm kein Ort des Genießens, sondern ein naturhaftes, vernunftloses Ding, und der Ekel davor war, wir erinnern uns an die abgeschnittenen Genitalien, der Schlüssel zum Tor in die Freiheit.

Daß Philosoph sein gleichbedeutend mit Sinnsucher und Sinnesverächter sei, soll weder behauptet noch suggeriert werden, und da der Philosoph es nun einmal schwerpunktmäßig mit dem Geist und der Vernunft zu tun hat, sei ihm gestattet, diesen den Vorzug zu geben. Wesentlich interessanter ist hingegen aber die Tatsache, daß diejenigen, wenigen, Philosophen, die den Sinn in den Sinnen ersinnen, nur geringe Beachtung finden, daß man ihnen Ernsthaftigkeit und Wissenschaftlichkeit (es gibt in der Tat eine Meinung, nach der Philosophie wissenschaftlich sein muß), abspricht und ihnen mit aller rhetorischen Gewitztheit das Essen madig machen will, wobei man vergißt, daß der echte Genießer den Wert einer Made unter Umständen höher einzuschätzen weiß als ein Kantianer den kategorischen Imperativ, denn den kann man geschickt umgehen, wie bürgerliche Praktiken immer wieder beweisen, während die Existenz der Made unweigerliches Faktum ist.

Die Sinnsuche ist die Suche nach Gewißheit, nach Beständigem, nach Schutz vor der Vergänglichkeit, und da, so ist es halt, nichts Konkretes von ewiger Dauer ist, sucht man das Beständige, das Wahre Sein, das *fundamentum inconcussum*, das Absolute, das Eigentliche, Gott und welche Namen auch immer man dem Anti-Vergänglichen schon gegeben hat und noch geben wird, im Abstrakten, im Begriff, im Äther, im Himmel, kurz: überall da, wo man seinem Verfall nicht beiwohnen muß.

Und all dies tut man, um der einen wirklichen Gewißheit, dem Tod, zu entgehen. Die einen fliehen ängstlich, die anderen wollen ihn besänftigen, beide glauben ihn zu zähmen, indem sie den Genuß verbieten, die Sinnlichkeit geißeln, die Lust verteufeln und letztlich das Leben verachten.

Der Hedonismus aber, so Onfray (und ich), ist die Kunst der Verachtung des Todes.

(1) Michel Onfray: Der sinnliche Philosoph. Über die Kunst des Genießens. Campus-Verlag, 1992. 173 S., DM 28,—. Einen großen Teil der Informationen in diesem Artikel verdankt der Autor diesem kleinen feinen Buch, und wer sich näher mit dem Thema beschäftigen will, dem sei es, wie auch Onfrays Buch „Der Bauch des Philosophen", wärmstens empfohlen.

Rundum-Sorglos-Urlaub im Fix-und-Fertig-Club

Von Dietmar Schmitz

I.

Was hab' ich früher geschimpft auf diese Art Urlaub! Massenverschickung mit Mengenrabatt! Legebatterientourismus! Ich konnte mich richtig ereifern über all die Pauschalis, die sich Jahr für Jahr in die Touristenzentren karren lassen und dort mit hunderttausend anderen Touristen ihren Einheitsurlaub verbringen.

Nein, nein, da wollte ich doch lieber meine eigene Spur ziehen, fellow tramp sein, easy rider. Ich bin durch Kreta getippelt, Samariaschlucht, die Südküste entlang.

Sechs Wochen war ich auf Bali, abgebrannt bis auf den letzten Pfennig.

Dann kam die Gomera-Zeit, Valle Gran Rey und natürlich Kalifornien, San Franzisko, LA, San Diego. Und nun? Sitze ich hier und mache selbst so einen Urlaub. In einem Club, wie sich das nennt.

Clubs, das sind diese Ferienanlagen, die die Franzosen erfunden haben. Sind jetzt groß in Mode. Club Méditerranée und so. Unterkunft, Essen, Sport, Unterhaltung, alles dabei und alles inklusive.

Naja, so ändern sich die Zeiten! Man wird eben älter, kommt in die Jahre.

Erinnerung an Südfrankreich

Heute fahre ich nicht mehr zu open airs und Rockkonzerten, heute fahre ich zu Kongressen und Tagungen. Ich habe Bauchansatz und spiele Tennis. Hat mir meine Frau aufgeschwatzt. So sieht das aus! Man kann halt nicht sein ganzes Leben lang in Turnschuhen rumlaufen und in Selbsterfahrungsgruppen hocken. Irgendwann geht dir auch die schönste Wohngemeinschaft auf die Nerven.

Du kriegst 'nen Beruf, 'ne Frau, 'n dickes Auto, legst dir bessere Klamotten zu und interessierst dich für Möbel und Immobilien. Wieso sollten sich deine Urlaubsgewohnheiten eigentlich nicht ändern? Gesinnung und Grundsätze hin oder her. Man muß das nicht immer so eng sehen.

Also sagst du dir eines Tages, warum eigentlich nicht? Das kann man doch mal ausprobieren! So einen Fix-und-Fertig-Urlaub in einem Alles-Inklusive-Club. Kostet zwar 'ne Kleinigkeit, aber es wird ja auch was geboten. Vor allem: Du brauchst dich um nichts zu kümmern.

Und nun stehst du eines wunderschönen Abends zusammen mit zweihundert anderen Urlaubsmenschen auf dem warmen Asphalt eines mediterranen Aeroporto, läßt dich von einer freundlichen Reiseleiterin in Empfang nehmen, in einen bereitstehenden Bus einsortieren, und nach einer Stunde Rüttel- und Schüttelfahrt bist du dann da: Willkommen im Club!

II.

Unser Club ist ein richtiges kleines Dorf. Es liegt zwischen üppigen Blumengärten und grünen Wiesen direkt am Meer. Um die zentralen Gebäude mit den Gemeinschaftseinrichtungen gruppieren sich in langen Reihen die Bungalows, Wohnhütten und Apartmenthäuser.

In unserem Dorf bekommt man alles, was man zum Leben braucht. Es gibt Shops für Kosmetika, Sportartikel, Mode und Schmuck, einen Laden für Kunstgewerbe und den landestypischen Kitsch, einen Kiosk mit Briefmarken, Zeitungen und Büchern. Titel und Standesunterschiede sind in unserem Dorf abgeschafft: Man duzt sich.

Unser Dorf verfügt über vorbildliche Bildungs- und Schuleinrichtungen. Die reinste Volkshochschule! Da werden Sprachkurse, Tanzkurse und Computerkurse angeboten, da kann man Tennis und Volleyball spielen, surfen, segeln, tauchen und Gymnastik-, Joga-, Stretching- und Jazztanzkurse belegen. Sogar über ein Atelier verfügt unser Dorf. In ihm kann man töpfern, batiken und andere schöpferische Dinge mehr tun.

Unser Dorf besitzt einen vorzüglichen Kindergarten, in dem die Kleinen rund um die Uhr betreut werden.

Unser Dorf hat eine eigene Währung, die Clubperlenwährung, eine eigene Hymne, den Clubtanz und eine eigene Polizei. Sie steht in blitzender Uniform und mit Pistolen bewaffnet am Dorfeingang, sie patrouilliert am Strand entlang, wandert durch die Dorfstraßen und sorgt dafür, daß sich die Dorfbewohner sicher und beschützt fühlen.

Das einzige, was fehlt in unserem Dorf, ist eine Dorfkirche. Aber dieser Nachteil wird mehr als ausgeglichen durch einen prächtigen Musentempel. Er steht mitten im Dorf, ist ein wunderschönes Freilichttheater, das wie ein antikes Theater gebaut ist, mit einer kleinen Bühne, steilaufsteigenden Rängen und allem, was dazugehört.

Hier treffen sich die Dorfbewohner jeden Abend zu ihren Gemeinschaftsandachten. Sie spielen Theater, singen und feiern ihre Feste bis tief in die Nacht.

In unserem Dorf gibt es ein Heer von Angestellten, das alle anfallenden Arbeiten zuverlässig erledigt. Graukittelige Putzkolonnen ziehen über die Flure, machen sauber und räumen die Zimmer auf. Zahllose Kellner bedienen, mal leicht genervt, meistens aber geduldig lächelnd, in den Restaurants, Cafés und Bars und transportieren Gebirge von Speisen, Getränken und Geschirr hin und her. Überall trifft man auf Trupps von Gärtnern, die die Blumen gießen, den Rasen pflegen und die Dorfstraßen und Wege putzen und kehren.

In unserem Dorf gibt es zwei Sorten Bewohner, Einheimische und Zugereiste. Die Einheimischen, das sind die Animateure oder, wie die Franzosen sagen, die GO's. GO bedeutet gentils organisateurs. Sie laufen von morgens bis abends im Dorf herum, sind unheimlich nett und spielen unentwegt Tennis, Fußball, Bingo und alle möglichen anderen Spiele. Jeden Besucher, dem sie auf der Straße begegnen, begrüßen sie freundlich und unterhalten sich mit ihm, ganz, wie auf dem Lande üblich. Nur bei Flauten an der Surfbasis, beim Tenniskurs in brütender Hitze oder nachts um zwölf an der Bar kann man ab und zu einen Einheimischen erwischen, der die Schnauze von all den netten Leuten gestrichen voll hat, so einen richtigen Grantler, der jeden Fremden am liebsten aus dem Dorf peitschen würde.

Die Zugereisten, also die zweite Sorte Dorfbewohner, das sind die Gäste. Sie wohnen in den Bungalows und Apartments und sind von morgens bis abends mit den ausgefallensten und anstrengendsten Möglichkeiten des Nichtstuns beschäftigt.

Am liebsten beschäftigen sie sich jedoch mit den Einheimischen, den Animateuren also. Wie und wovon sie leben, womit sie den Tag zubringen, das hat es ihnen angetan. Sobald ein Einheimischer auftaucht, folgen sie ihm auf Schritt und Tritt.

Sie gehen mit ihm zum Bogenschießen, zum Volleyballspiel und zum Computerkurs. Schon frühmorgens kann man ganze Rudel von Gästen sehen, die hinter einem Einheimischen herrennen, der am Strand Frühsport macht. Und noch spätabends verfolgen sie in irgendeiner Ecke des Dorfes ein paar Einheimische, die Tänze und Theaterszenen für die nächste Show probieren. Nicht einmal so ausgefallene Sachen wie Stretching, Griechisch für Anfänger oder Bingo können sie abschrecken. Dennoch ist das Verhältnis der Gäste zu den Einheimischen keineswegs so harmonisch, wie es auf den ersten Blick erscheint. Zwar imponiert es den Gästen, daß die Einheimischen das ganze Jahr über so leben, wie die meisten Gäste es sich nur im Urlaub leisten können. Dennoch käme kein Gast auf die Idee, mit einem Einheimischen tauschen zu wollen. Denn trotz aller Bewunderung schwingt im Umgang mit den Einheimischen immer auch eine Spur Überheblichkeit mit, so ein schulterklopfend-gönnerhafter Hochmut, der wohl zu allen Zeiten Eingeborenen entgegengebracht wurde, und der keinen Zweifel läßt, wer „massa" ist und wer Knecht.

Aber warum sollte es unseren Club-Eingeborenen da besser ergehen als den Eingeborenen von Papua-Neuguinea oder denen vom Oberlauf des Orinoco? Zu ihnen kamen ihre Entdecker ja auch nicht nur, um sie zu bewundern.

Erinnerung an Spanien

III.

Eigentlich liegt unser Club ja in Griechenland. In Wirklichkeit liegt er aber ganz woanders. In jenem Land nämlich, wo Milch und Honig fließen, wo man bis zur Hüfte im Grießbrei watet und wo einem die gebackenen Tauben in den Mund fliegen.

Schon zum Frühstück geht es los. Gewaltige Mengen von allem, was sich die Menschheit in ihrer wechselvollen Geschichte als Morgenmahlzeit ausgedacht hat, werden aufgefahren: Körner, Müslis, Kon-

fitüren, Brot, Brötchen, Kuchen, Obst und Säfte, alle Farben, alle Formen, alle Sorten. Dazu Würste, Schinken, Käse, Eier, gekocht und gebacken, mit bacon, in Öl triefend oder als tortilla. Mittags das gleiche Spiel. Auf überbordenden Büfetts Berge von Eßbarem. Da wird gegrillt und gebraten, gebacken und gedünstet. Fisch gibt es – man fragt sich, wo diese Mengen überhaupt noch herkommen, das Mittelmeer ist doch längst leergefischt –, Geflügel, Hammel, Schwein, Rind, Lamm, Gemüse und Suppen, Pommes und Tortellini, Salate und Desserts. Alles hübsch aufgebaut an langen Büfetts, verziert mit frischem Grün, frischen Blumen und den Früchten des Landes. Und du hast die freie Auswahl!

Was nehm' ich denn heute bloß? Die Seezunge, die Merluzza, ein Stück Lammschulter, das Poulet mit Safranreis? Unschlüssig, nein, paralysiert stehe ich da.

Um mich herum tobt die Schlacht, flutet das Heer der Clubmenschen, angefeuert vom Geschrei der Animateure. Carlo, der Surflehrer, preist lautstark seine selbstgebackene Pizza an, am Stand bei Vera entstehen die ultimativen tortellini-à-la-panna, und Mikis, der Grieche, bringt mit homerischer Wortgewalt seinen urdeutschen Reibekuchen unter die Leute.

Erinnerung an Tunesien

So, wie sich ein Ameisenvolk über seine Beute hermacht, so machen sich die Clubbies über die Lebensmittelberge her. Zielstrebig zerlegen sie sie in tellergroße Portionen und transportieren sie ab.

Höhepunkt der kulinarischen Schlacht ist das Abendessen. Der Clubmensch formiert sich dann noch einmal zu einem Frontalangriff auf seine Linie und die Vorräte des Hauses. Ob Menü oder á-la-carte, mit bewundernswerter Ausdauer macht er alles, was sich ihm in den Weg stellt, nieder, ertränkt jeden Widerstand in Strömen von Rotwein und Weißwein, kaut sich bis zu den Desserts vor und läßt nicht locker, bis auch die letzten Eisbomben, Puddings, Kuchen, Crèpes und Baisers vernichtet sind. Ein paar Kalorien mehr dürfen es ja wohl sein im Urlaub!

Wer allerdings glaubt, der Clubmensch könne dem Überfluß in aller Ruhe zu Leibe rücken, der irrt. Clubmenschen sind schließlich sportliche Typen, und ihr Tagesablauf ist alles andere als geruhsam. Um zehn vor neun morgens erscheint der Clubmensch im Speisesaal: Leicht zerknautscht, an der Bar gestern abend war es wieder mal spät geworden. 'n Kaffee, 'ne Semmel, 'n Schälchen Müsli, mehr ist nicht drin, denn er ist in Eile.

Um neun steht der Clubmensch auf dem Tennisplatz: Trainerstunde. Pünktlichkeit ist angesagt. Andy, der Trainer, ist da ziemlich pingelig.

Um zehn Uhr hat sich der Clubmensch mit Tina, Iris und Sebastian, den netten Tischnachbarn von gestern abend, zum Mixed verabredet. Bis das Match zu Ende ist – man will schließlich anschließend auch noch was trinken – ist Mittag.

Ab zwölf Uhr gibt es Mittagessen. Der Clubmensch tankt jetzt neue Kalorien. Aber auch jetzt muß er die Uhr im Auge behalten. Denn um vierzehn Uhr spielt der Clubmensch Volleyball. Sein Team will Revanche für die Niederlage von gestern.

Anschließend, es ist inzwischen weit nach vier, erscheint der Clubmensch am Wasser, dreht ein, zwei Runden im kühlen Naß und sinkt dann in den nächstbesten Liegestuhl.

Während er noch darüber nachdenkt, daß er wieder nicht dazu gekommen ist, Tischtennis zu spielen, Bogen zu schießen, zu surfen, Stretching zu machen und in die Sauna zu gehen, hat ihn die Müdigkeit übermannt, und er ist in tiefen Schlaf gesunken. Zwischen sechs und halb sieben schreckt der Clubmensch aus seinen Träumen. Ach Gott, das Abendessen.

Um halb acht sitzt der Clubmensch beim Abendessen. Lächelt, entspannt und genießt. Aber nur bis halb zehn. Dann ist Showtime im Freilichttheater. Wenn man da noch einen guten Platz haben will, muß man pünktlich sein!

IV.

Horst und Ellen sind schon vierzehn Tage hier und sind begeisterte Golfer.

Renate fährt immer im Juni, weil ihr Chef dann

Urlaub macht. Peter, ihr Ex-Mann, hat inzwischen wieder geheiratet.

Gerhard und Tanja wollen dieses Jahr unbedingt surfen lernen und fahren jeden Winter nach Sölden.

Jürgen hat es seit Jahren an der Achillessehne. Seine Freundin Helga möchte, solange sie noch keine Kinder haben, möglichst viel in der Welt herumkommen.

Almut und Erhard verzichten dieses Jahr aufs Surfen und waren letzes Jahr auf den Malediven. Es hat ihnen super gefallen. Andrea findet, daß man das Ozonloch wirklich nicht für alles verantwortlich machen kann.

Achim findet den neuen Club in der Türkei einfach Klasse und hat eine gutgehende Praxis in Benrath. Sein Tennistrainer meint, jetzt endlich sei bei ihm der Knoten geplatzt.

Sonja schwört auf Akupunktur. Sie findet das Essen auf Korfu noch besser als hier, in Marokko sei es aber auch sehr schön gewesen.

So ein Club ist eine gewaltige Kontaktmaschine. Nein, nein, nicht sexuell! Da herrscht eher Pärchen-Wirtschaft. Aber sonst! Wie ein Affenvölkchen im großen Dschungelbaum hocken die Clubbies beieinander. Bei der Gymnastik, beim Abendessen, in der Disco, beim Bingo, ein Entkommen ist nicht möglich. Schon nach kurzer Zeit hast du das Gefühl, jeden zu kennen, dich mit jedem schon mal unterhalten zu haben, zumindest jeden schon mal gesehen zu haben. Karl-Heinz, der Clubchef – auch den kennst du natürlich schon längst -, hat mir das zu vorgerückter Stunde an der Bar so erklärt: „Man muß die Leute nur an einen Tisch bringen. Das ist alles! Das muß zugehen im Club wie im Stammlokal oder wie am Sonntagnachmittag bei Muttern zuhause bei Kaffee und Kuchen. Eine große Familie! Natürlich kann jeder machen, was er will. Wir zwingen ja keinen! Um Gottes Willen! Du kannst jederzeit für dich bleiben. Aber wenn du Unterhaltung willst, wenn du mit netten Leuten zusammensein willst, bitte sehr!"

Karl-Heinz ist so'n kleiner Alerter. Reckt das Kinn und wippt, wenn er in Fahrt kommt, mit dem ganzen Körper auf und nieder. Den Manager sieht man ihm schon von weitem an, obwohl er sich die größte Mühe gibt, wie der Hippie vom Dienst auszusehen. Ist aber ein netter Kerl. Sind überhaupt alles nette Leute im Club. Modern, sportlich-aktiv und aufgeschlossen. Auch finanziell sind sie aus dem Gröbsten raus, wie man an der Rolex an ihrem Arm sehen kann. Sagen wir mal so: Entweder sie haben ihre Rolex schon, oder sie kriegen noch eine. Das mit der Rolex hab' ich von Charly. Auch so einer, den ich hier kennengelernt habe. Bleibt gar nicht aus. Aber zu Charly kommen wir noch.

V.

Was ist des Bundesbürgers liebste Feierabendbeschäftigung? Das Fernsehen.

Was ist des Clubmenschen liebste Feierabendbeschäftigung? Richtig! Auch fernsehen.

Jeden Abend ab einundzwanzig Uhr dreißig ist Programm auf der Bühne des clubeigenen Amphitheaters, organisiert und produziert von den Animateuren. Ein paar Club-Gäste sind auch mit von der Partie. Der Rest hockt davor und ist Zuschauer.

Heute abend läuft im Club-tv die „Gästeschau".

Das dunkle Rund der Freilichtbühne ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Mit Mühe habe ich noch ein Plätzchen neben Tanja und Gerhard ergattert. Und schon geht es los:

Musik-Indikativ an,

Scheinwerfer an,

Vorhang auf!

Chefanimateur Popcorn betritt die Bühne. In einen weißen Smoking gewandet, schwebt er herein

Erinnerung an Mexiko

und zelebriert die Programmansage, so als würde er die Silvester-Gala des Jahres zweitausend ankündigen! Während die Verstärker dröhnen und die Lichtmaschinen Vollgas geben, treten nacheinander das Fernsehballett, Heino, zwei unbekannte Schlagersternchen, ein Clown und Julio Iglesias auf.

Höhepunkt des Abends ist Herbert Grönemeyer, der Deutschrocker! Ein Raunen geht durch die Reihen. Ist das nicht der Otto aus Viersen? Du lieber Gott, natürlich! Der Otto!

Otto schnauft, winselt, schreit und hämmert heftig für den Frieden auf dem Klavier herum.

Die Clubfamilie jubelt. Man ist entzückt.

Mal vorne auf der Bühne, mal dezent im Hintergrund, aber immer dabei: Chefanimateur Popcorn. Er schwebt herein, er tänzelt ab, eine Mischung aus André Heller und Anneliese Rothenberger. Alle sind sich einig: ein gelungener Abend!

Und zum Schluß, bevor Kuli mit der Gute-Nacht-Geschichte kommt und das Testbild erscheint, wird – wie im richtigen Fernsehen – die Nationalhymne gespielt. Die Club-Familie erhebt sich von den Plätzen, Leute, die normalerweise einen ganz vernünftigen Eindruck machen, schlenkern verzückt mit den Armen, wippen mit dem Oberkörper auf und nieder und singen sirtaki-flamenco-mariacchimäßig die Hymne von Clubinien, den Clubtanz!

Während das Club-Völkchen singt und tanzt, steigen dicke Schwaden Wir-Gefühl in den nächtlichen Himmel — schwere Zeiten für Club-Muffel.

VI.

Beinahe hätte ich die beiden gar nicht erkannt. In dicke Mäntel verpackt, mit Rauschebart und Spazierstock bewaffnet, wild gestikulierend und große Kof-

Erinnerung an Thailand

fer hinter sich herziehend, kommen sie den Strand entlang. Lautstark äußern sie ihren Unmut, machen sich heftige Vorwürfe, verwünschen den Reiseveranstalter und das Reisebüro, das ihnen diesen Urlaub angedreht hat. Mit jedem am Strand fangen sie ein Gespräch an und lamentieren über ihr Unglück und die Schlechtigkeit der Welt.

Es sind Peter und Marcel, zwei von unseren Animateuren. Sie ziehen wieder ihre Opa-Nummer ab. Die Gäste wollen schließlich unterhalten werden. Mimen zwei angeschmierte Billig-Urlauber, zwei Opas, die sich auf ihre alten Tage noch zu einer Pauschalreise entschlossen haben und die – wie könnte es anders sein – fürchterlich reinfallen. Nichts stimmt, und nichts ist ihnen recht. Die Betten sind durchgelegen, das Frühstück eine Katastrophe, der Strand viel zu voll, und die Hitze ist Gift für ihren Kreislauf.

Aber der Spuk dauert nicht lange. Bald sind Marcel und Peter abgezogen, und es kehrt wieder Ruhe ein.

Ich liege am Strand und döse vor mich hin.

Landeinwärts – man ahnt es mehr als daß man es hört – tobt das Clubleben. Nur ab und zu dringen ein paar Lautsprechergeräusche, ein paar Fetzen Musik, bis hierher.

Auf dem Wasser vor mir hat sich die Surfschule ausgebreitet. Bunte Segel schießen hin und her, stehen still, flattern im Wind und schlagen klatschend aufs Wasser.

Carlo, der Surf-Instruktor, übt mit seinen Schäfchen die Halse! Das rote Segel da, das ist doch Sabine!

Ach ja, Sabine ...

Ihr zuliebe habe ich sogar versucht, surfen zu lernen. Zwei Tage lang bin ich nur ins Wasser gefallen. Abends in der Disco war ich so kaputt, daß ich im Stehen eingeschlafen bin. Sabine ist mir natürlich durch die Lappen gegangen. Sie hatte längst bei Carlo, dem Gabelbaum-Rastelli, festgemacht, während ich noch in der kochenden See Unmengen Wasser schluckte. Wahrscheinlich bin ich sowieso schon zu alt für solche Geschichten –.

Eigentlich wollte ich mir doch auch noch die Gegend ansehen! Mal raus hier und ein bißchen das Land beschnuppern. Einfach zum Tor hinausspazieren, in ein Taxi oder einen Bus steigen und hinein ins Land.

Wilde Berber oder stolze Kreter besichtigen. Irgendwo in einem Kapheneion sitzen, mit den Hunden in die Sonne blinzeln und auf die Piazza oder den Hafen schaun.

VII.

Charly ist ein ganz besonderer Fall. Charly ist irgendwas Besseres bei der Pharma-Industrie. Charly ist geschieden und hat zwei Kinder, die bei seiner Ex-Frau leben. Charly ist acht Jahre lang jeden Sommer an die Nordsee gefahren, seiner Frau zuliebe. Dann reichte sie die Scheidung ein. Seitdem fährt Charly in den Süden und macht Cluburlaub.

Braungebrannt, sportlich, etwas zerknautscht saß er am ersten Abend an unserem Tisch und sorgte für die Unterhaltung. Genauer gesagt, er gab mir, da ich schon von weitem als Neuer kenntlich war – mein bleichgesichtiges Äußeres und meine Unsicherheit waren nicht zu übersehen –, so eine Art Einführungskurs in Sachen Club.

„Weißt Du", sagte er, „seit Jahren fahre ich jetzt in diese Clubs. Dabei habe ich mir jedes Jahr geschworen, das nächste Mal machst du was anderes, fährst durch Amerika, besichtigst die Pyramiden, setzt dich in die Transsibirische Eisenbahn oder fährst mit dem Fahrrad über den Gotthard.

Egal was, Hauptsache, es hat nichts mit Clubs zu tun.

Aber was passiert?

Kaum bin ich wieder zuhause und wieder voll drin in der Tretmühle, Termine, Sitzungen, Geschäftsreisen, kümmere ich mich um Gott und die Welt, nur nicht um meinen nächsten Urlaub. Warte und warte, bis alles zu spät ist, bis der neue Urlaub vor der Tür steht. Naja, und dann, dann hänge ich mich ans Telefon und ordre bei meinem Reisebüro wieder einen Platz in irgendeinem Club."

Das clubübliche Süßholzraspeln war nicht Charlys Sache.

„Schau Dir nur diesen Laden an! Alle diese netten Leute, der Herr Doktor Hals-Nasen-Ohren, die schicke Elly mit dem dicken Busen und Hans-Georg vom Bundesverband der Verpackungsindustrie. 'Panem et circenses' kann ich da nur sagen. Sie führen ihre Moden und Maskeraden vor und vertreiben sich die Zeit mit Sport- und Spiele-Schnickschnack.

Du mußt dir das nur mal ansehen! Satt und träge wie die Seehunde liegen sie um den Pool herum und räkeln ihre hochglanzgeölten Life-style-Körper in der Sonne. Lassen sich Scampis und Schampus servieren und halten sich für die Größten. Was kümmert die das Ozonloch, der Hunger am Horn von Afrika oder das Gemetzel auf dem Balkan. Sie sind doch nicht dafür verantwortlich, wenn anderswo die Leute verrückt spielen! Sie arbeiten das ganze Jahr über hart und haben sich jetzt ihren Urlaub redlich verdient. Basta. Und den lassen sie sich von niemandem vermiesen."

Charly hatte sich jetzt richtig hineingeredet.

„Das hier ist eine einzige gigantische Theateraufführung. Das Stück, das gegeben wird, heißt: mein gelungener, erfolgreicher Urlaub.

Von morgens bis abends und jeden Tag neu spielen die Clubbies dieses Stück. Und jeder ist sein eigener Hauptdarsteller! Die ersten Tage schaue ich dem Treiben ja noch ganz interessiert zu. Bin sogar bereit, es auch zu probieren, mitzumachen, mich anstecken zu lassen. Warte, wenn du so willst, auf mein Stichwort, auf meinen Auftritt.

Aber was passiert? Nichts! Überhaupt nichts!

Ich liege am Pool, sitze an der Bar, spiele 'ne Runde Tennis, sitze wieder an der Bar, spiele noch 'ne Runde Tennis und liege wieder am Pool. Und jeden Tag mindestens einmal läuft mir der Armin aus Stadtlohn über den Weg und quatscht mir die Ohren voll. Warum er die Powerhalse immer noch nicht beherrscht, warum es gestern Flaute war und es heute tierisch kachelt. Ansonsten: nichts! Langeweile!

Ich hocke da, umzingelt von all den notorisch gutgelaunten, erfolgreichen und glücklichen Urlaubsmenschen und werde von Tag zu Tag frustrierter. Früher hab ich mich wenigstens ab und zu mal aufgerafft und einen dieser organisierten Ausflüge mitgemacht, Jeep-Safari nennen sie das.

Aber das kann ich inzwischen auch nicht mehr ertragen. Da wirst du, mit dicken Lunchpaketen ausstaffiert, zu den Brennpunkten der umliegenden Folklore geschaukelt. Dort grabschst und gaffst und machst du, als hättest du gerade einen Hottentotten-

Erinnerung an Jamaica

stamm oder eine Population von Außerirdischen entdeckt. Und am Abend wirst du dann wieder zurückgekarrt zu deinem Luxusliner ans Meer, der hellerleuchtet daliegt wie ein soeben gelandeter Kampfstern aus einer fremden Galaxie."

Charly muß noch zehn Tage hier aushalten.

Wie er so dasitzt in seiner rotweinschwangeren Aufsässigkeit, ist er mir richtig sympathisch.

Vollwertuniversität oder Technische Hochschule?

Von Reinhard Wilhelm

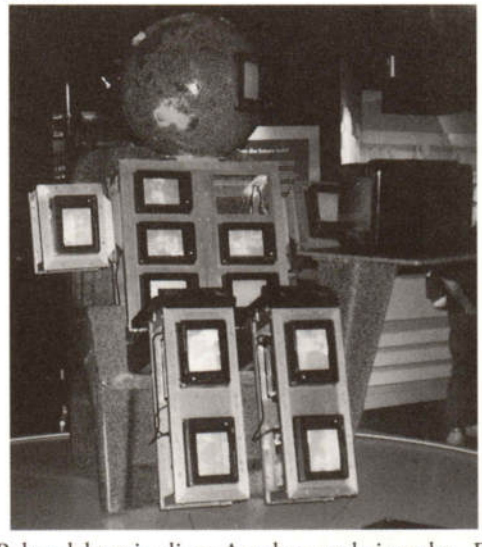
Ein Gespenst geht um im Stadtwald. Der schwarze Panther ist nicht gemeint, der hat sich im Sommerloch verflüchtigt. Es handelt sich um die drohende „Kastration" der Universität des Saarlandes und ihre Konversion von einer Vollwertuniversität mit all den sinn- und verantwortungsstiftenden, kritisch hinterfragenden Geistes- und Sozialwissenschaften in – oh Schmach und Schande – eine profane Technische Hochschule.

Die Spar- und Ausbaubeschlüsse der Landesregierung haben Verteidigungsgrabenkämpfe ausgelöst. Die Schützengräben werden mit Bergen von Argumenten armiert, die auf ziemlich ungeklärter Grundlage mit philosophischer Überhöhung, nicht hinterfragter Idealisierung, kollegialer Rücksichtnahme, aber unter Vernachlässigung elementarer Arithmetik produziert werden. Kollege Paul hat – in der SZ vom 4. 7. – schon darauf hingewiesen, welch' wundersame Möglichkeit zur Professorenvermehrung sich ergibt, wenn man hartnäckig an dem Märchen festhält, daß eine Professur in der Technischen Fakultät das 20- bis 80fache einer Professur in der Philosophischen Fakultät kostet. Inzwischen wird immerhin dieser Faktor auf das 5- bis 10fache korrigiert und kommt damit der Wahrheit, etwa dem Faktor 2, ein Stück näher. Übrigens besagt eine interessante Statistik, daß die Professuren in der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen und in der Technischen Fakultät mit einer Mitarbeiterstelle unter dem Bundesdurchschnitt, die der Philosophischen Fakultät mit einer über dem Bundesdurchschnitt ausgestattet sind.

Versuchen wir uns erst einmal dieser Horrorvision Technische Hochschule anzunähern. Die erste Frage ist sehr einfach: Ab wann sollte oder darf man von einer TH sprechen? Wenn 10 Prozent der Professoren technische Fächer vertreten – das ist der Istzustand an der Universität – oder erst ab 12 Prozent? Das ist nämlich die Ausbauplanung. Zum Vergleich: Die TU München hat über 40 Professoren für Elektrotechnik, die ganze Technische Fakultät der Universität des Saarlandes hat 31 Professoren. Weder relativ noch absolut ist eine TH im Stadtwald aufzuziehen.

Es ist aber interessant zu fragen, wer eigentlich die definitorische Gewalt über die Wertigkeit bzw. Vollwertigkeit von Universitäten hat. Sie liegt ganz offensichtlich bei den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern, von einem exotischen Physiker mal abgesehen. Ingenieure z. B. sind nicht zu vernehmen. Mir ist nicht klar, weshalb eine Universität zu ihrer Vollwertigkeit einer Orientalistik bedarf, aber z. B. durchaus – auch im Saarland – auf eine Bergbaukunde verzichtet werden kann, wobei diese beiden Fächer (fast) zufällig gewählt wurden.

Man kann einen Universitätsentwicklungsplan, um seine Fortschreibung geht es bei dem Streit zwischen Universität und Ministerium, unter vielen verschiedenen Aspekten diskutieren, der Nachfrage nach Studienplätzen, der Nachfrage nach Absolventen in und außerhalb der Region, Möglichkeiten regionaler Kooperation zwischen Universitäten, Erwartungen an regionalwirtschaftliche Auswirkungen und schließlich auch unter wunderschönen, weil so wenig konkreten Begriffen wie Universalität, Vollwertigkeit, Humboldtsches Bildungsideal etc. Es fehlen in der gegenwärtigen Diskussion durchaus nicht die Stimmen, die von unserer Politikwissenschaft erwarten, daß sie den Saarländern die Demokratie beibringt, von unserer Orientalistik, daß sie dem einzigen Außenpolitiker des Saarlandes den richtigen Umgang mit der Bedrohung durch den Islam vermittelt, und insgesamt von den Fächern der Philosophischen Fakultät, daß sie uns den Sinn stiften und Verantwortung einbläuen. Der im Augenblick treibende Faktor ist natürlich die Finanzierbarkeit der Universität angesichts der katastrophalen Finanzlage des Saarlandes.



Behandeln wir diese Aspekte nacheinander. Der profanste ist noch die Nachfrage nach Studienplätzen und nach Absolventen. Die nach Studienplätzen kann man zählen, die nach Absolventen kennt man bei etablierten Fächern recht gut, bei neuen Fächern liegt man oft falsch. Betrachten wir unsere beiden oben erwähnten Fächer: Für die Bergbaukunde gab es drei Studiengänge, jetzt ist die Bergakademie Freiburg hinzugekommen. Studienanfänger gibt es etwa

60 (in allen drei Studiengängen), Tendenz fallend. Saarberg hat in den letzten Jahren etwa fünf Bergbauingenieure jährlich aufgenommen, der Ruhrbergbau einige mehr. Bei normalem Schwund werden alle Absolventen ausbildungsgerecht unterkommen. Man kann also von gut balancierten Verhältnissen sprechen. Die Orientalistik hat 15 Studiengänge und etwa 160 Studienanfänger, Tendenz steigend. Über ausbildungsgerechte Beschäftigungen kann man spekulieren.

Die Philosophische Fakultät hat eine Historie von größtenteils unwillkommenen Erweiterungen hinter sich, Überleitung aller habilitierten Mitarbeiter auf Lebenszeitprofessuren, Eingliederung der Pädagogischen Hochschule etc. Sie wuchs dabei von 42 Professuren 1970 auf 88 heute. Jede einzelne Professur ist jetzt offensichtlich unverzichtbar. Es gibt 27 Fachrichtungen; da kann man leicht ausrechnen, wieviele One-man- bzw. One-woman-Shows neben einigen halbwegs normal ausgebauten Fächern existieren. Es gibt also eine ganze Reihe von Studiengängen, die von einem einzigen Professor betrieben werden! Ich frage mich, welcher Student sich auf ein Studium in einem solchen Studiengang einläßt, wenn er nicht gerade bis an die Hüften in der saarländischen Erde feststeckt. Der Einwand, daß die notwendige Breite des Vorlesungsangebotes von erfahrenen Mitarbeitern abgedeckt würde, führt gleich zum nächsten Problem der Philosophischen Fakultät. Dort ist nämlich die Funktion der Uni als Durchlauferhitzer – die auf jedem Niveau Eintretenden verlassen sie weiterqualifiziert wieder – außer Kraft gesetzt. Mitarbeiter wurden aus falsch verstandener sozialer Fürsorge oder wegen Fehlern der Verwaltung unter kompetenter Mithilfe eines Gremien- und Hochschulrechtsprofis „verlebenszeitet". Es gibt ganze Heidi-Brühl-Fachbereiche, in denen sich die Professoren und Mitarbeiter jeden Morgen zum Absingen von „Wir wollen niemals auseinandergehn" zusammenfinden.

Die Landesregierung betreibt die Universitätsentwicklung offensichtlich auch unter starken wirtschaftlichen Erwartungen. Die Ausgliederung der technischen Fächer aus der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät in eine neugegründete Technische Fakultät und deren Ausbau sind von der Hoffnung getrieben, die wirtschaftliche Struktur des Landes zu verbessern. Ingenieure verstehen diese Motive sehr gut. Sie pflegen recht prosaisch zu sagen, „daß irgend jemand die Brötchen heranschaffen muß". Unter rein wirtschaftlicher Betrachtungsweise sind die meisten Fächer der Philosophischen Fakultät Luxuswissenschaften und deshalb bei Sparversuchen Kandidaten erster Wahl. Natürlich steckt eine ziemliche Ironie darin, daß der Gipfel dieses Luxusüberbaus, nämlich der Aufbau der Kunsthochschule, jetzt der Philosophischen Fakultät auf die Rechnung gesetzt wird. Bernd Nixdorf meint, daß die Landesregierung mit ihren Erwartungen an die wirtschaftsstrukturverbessernden Auswirkungen der technischen Fächer einer Utopie nachjagt. Ich meine, z. B. im Bereich der DV-Industrie positive Auswirkungen zu sehen. Und konkreter als die Utopie der Sinnstiftung durch unsere Philosophische Fakultät wäre eine solche Utopie immer noch.

Ich möchte mich nicht über das Humboldtsche Bildungsideal, über die Geistes- und Sozialwissenschaften als sinnstiftende und Verantwortungswissenschaften und ihre Unverzichtbarkeit für die Einheit der Kultur (Kollege Hummel in der SZ vom 11. 7.) auslassen. Nur fällt mir auf, daß in diesem Artikel, der bisher die breiteste Verteidigungsfront für die Philosophische Fakultät aufbaute, die existierenden Versuche, geisteswissenschaftliche und ingenieurwissenschaftliche Fächer zu verbinden, unerwähnt bleiben. Weder taucht das Graduiertenkolleg „Kognition" zwischen Psychologie, Computerlinguistik und Informatik auf, noch die praktische Ethik, in der Georg Meggle just dazu angetreten ist, die Grundlagen ethischen Handelns in den medizinischen, naturwissenschaftlichen und ingenieurwissenschaftlichen Fächern mit den dortigen Kollegen zu reflektieren. Bezeichnenderweise konnte er nur gegen großen Widerstand in der eigenen Fakultät berufen werden und wurde von ihr wie dem Ministerium mit seinen Plänen sitzengelassen.

Ungereimtheiten dieser Art sind es vor allen Dingen, die die Diskussion so unergiebig machen. Diverse gefährdete Fächer haben schon die überzeugendsten Begründungen abgeliefert, weshalb sie absolut unverzichtbar sind. Dabei werden die Segnungen dieser Fächer in den kräftigsten Farben geschildert. Der Zeitgenosse wundert sich, daß er von der Existenz solch wichtiger Fächer an der Universität des Saarlandes nur bei Spardiskussionen gehört hat. Es stellt sich dann heraus, daß in der Diskussion falsche Antworten auf nicht ganz deutlich gestellte Fragen gegeben werden. Statt zu fragen, ob man ein Fach X unbedingt braucht und dabei die aktuellste Ausrichtung, den idealen Ausbau und die bestmögliche Besetzung annimmt, sollte man fragen, ob das an der Universität real existierende Fach X nicht ohne Verlust abgeschafft werden könnte.

Schneller hinken allein genügt nicht

Eine Verteidigung des Geistes gegen Angriffe von innen und außen

Von Bernd Nixdorf und Hans Horch

Die uralte Rede vom Saarland als dem ewigen Nachzügler noch einmal ins Feld zu führen, mag inzwischen nicht nur langweilig, sondern schon mehr als peinlich sein. Aber da nun selbst Hanspeter Georgi bei seiner Argumentation für eine Uni, die die Zukunft wollen muß (SaarWirtschaft 10/92, S. 479), auf ein 23 Jahre altes „Strukturprogramm Saar" zurückgreift, könnte man doch vielleicht einen Moment in der eifrigen Diskussion über Humboldtsches Bildungsideal versus Technische Hochschule innehalten und kurz meditieren, z. B. darüber, daß das, was 1969 „vielleicht zu weitsichtig" (a. a. O.) war, heute ein alter Hut ist, den sich das Saarland, nachdem lange genug Zeit war, zuzusehen ob er anderen paßt, nun selbst aufsetzen will, egal wie mottenzerfressen er inzwischen ist.

Der Mythos, daß nur noch eine technische Fakultät Menschen ausbilden kann, die „die Brötchen heranschaffen" (R. Wilhelm in diesem Heft und H. Georgi sinngemäß a. a. O.), ist, wie alle Mythen, eine Geschichte, in der eigentlich etwas anderes steht (und leider nicht einmal, wie viele Mythen, interessant). Nicht nur, daß sich um alte Technische Universitäten keineswegs Industrieparadiese ranken, wie es diesem Mythos zufolge sein müßte, nicht nur, daß es auch arbeitslose Naturwissenschaftler und auch schon Informatiker gibt (und auch ein paar einkommensstarke Geisteswissenschaftler), nicht nur, daß sich das Saarland die blanke Verschwendung einer Internationalen Begegnungsstätte für Informatik (glücklicherweise) leistet. Schlimmer als diese Ungereimtheiten ist der Glaube an ein alleinherrschendes Prinzip, das es schon richten wird, an eine bodenlos metaphysische Unterwerfung unter ein vorbestimmtes Schicksal, das den Menschen jeglicher Selbstbestimmung beraubt. Ärgerlich ist hierbei, daß der Missionierungsdrang, der immer noch allzu viele sektiererische Fundamentalisten antreibt, einmal mehr auch den anderen ihre Selbstbestimmung absprechen will. So stellt Georgi z. B. die Grundsatzfrage: „Was nützen, um nur einige Disziplinen zu nennen, Philosophie, Philologie, Theologie, Soziologie, Politologie, wenn's für die Absolventen nichts zu futtern gibt?" (a. a. O.) Gegenfrage: Was nützen Chips, wenn's keine Kartoffel-Chips sind, warum sollen Studenten nicht selbst entscheiden dürfen, ob ihnen ihr Fach wichtiger ist als Schweinebauch? Es wird so getan, als übe man einen Akt der Menschlichkeit aus, wenn man Fächer vernichtet, deren Endzweck nicht die Kapital-Akkumulation ist. Hier wird eine mittelalterliche Philosophie betrieben, die man, wäre sie nicht so folgenschwer, wegen ihres naiven Idealismus und ihrer Realitätsunangemessenheit eigentlich nur mitleidig belächeln sollte. Aber vielleicht würde die Einführung des Pflichtfachs Philosophie solch unbedachtem Rückfall in frühgotische Gedankenarchitektur ein wenig entgegenwirken.

Womit wir bei den Philosophen wären, von denen zumindest einige zur Zeit eher dem Selbstzerstörungswahn und der Agonie verfallen zu sein scheinen, als daß sie ein gescheites Wort von sich geben. Wer die denkwürdige Podiums-Diskussion beim diesjährigen „Tag der offenen Tür" der Universität erlebt hat, kann dies hemmungslos bestätigen. Da saßen, warum auch immer, ein paar jugendliche Genies, die die Möglichkeiten und Aufgaben der Philosophie in bewundernswert kurzer Zeit in Grund und Boden geredet und somit sämtliche Versuche, von naturwissenschaftlicher Seite die Philosophie zu retten, unmöglich gemacht hatten.

Aber letztlich haben diese Herren kaum mehr als die Konsequenz dessen vorgeführt, was seit Jahren in der Philosophischen Fakultät (und einigen anderen wahrscheinlich auch) unter dem Begriff Berufungspolitik gang und gäbe ist: Mittelmaß, Mittelmaß, Mittelmaß.

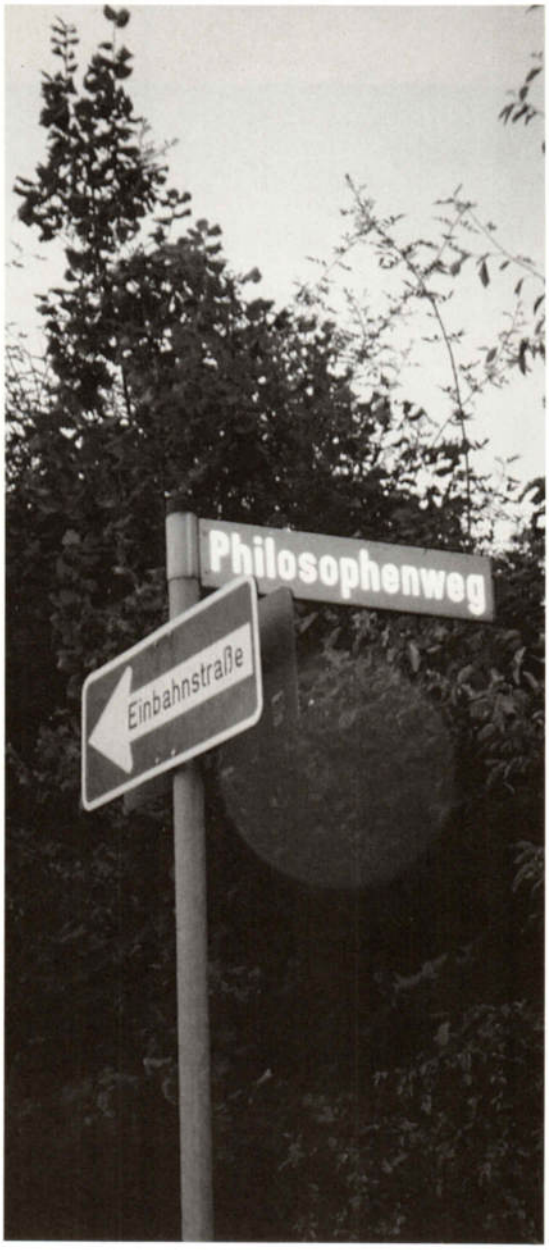
Eine Fakultät, die sich stützt auf reichlich Schmalspurprofessuren und einen breiten Mittelbau von allenfalls Studienräten, die sich geschickt als Überflüssige auf Lebenszeit niedergelassen haben, ist leider nun einmal sehr angreifbar. Die Folge: Man schließt Institute, deren Leiter demnächst pensioniert werden, man opfert Fächer, weil man auf das wirkliche Problem (das Breitenwachstum) keine Antwort findet. Man schneidet die Blüten ab, und um den übriggebliebenen Krüppelbaum weint sowieso niemand mehr.

Eine Absprache mit Nachbaruniversitäten könnte einen langfristigen Hochschulentwicklungsplan herbeiführen mit dem Ziel der Schwerpunktsetzung. Politik in Frankfurt, Orientalistik in Heidelberg, Kunstgeschichte in Saarbrücken. Damit entfielen jene, von einem einzigen Lehrstuhl beherrschten, also absolutistischen Institute, und der saarländische Politikstudent müßte seinen Horizont im hessischen Ausland erweitern. Wenn er angesichts einer solchen Bedrohung nicht vielleicht doch lieber Kunstgeschichte studieren wird.

Die derzeitige Diskussion hat einen sehr zwitterhaften Charakter. Von der einen Seite her wird argumentiert, daß das Saarland nicht nur durch den Ausbau der Technischen Fakultät an Attraktivität als

wirtschaftlicher Standort gewinnt, sondern zugleich auch durch die reine Existenz einer Philosophischen Fakultät jene Attraktivität wieder verliert. Auf der anderen Seite ist die altbackene Verteidigungsstrategie der Philosophischen Fakultät nicht sonderlich überzeugend und nicht auf der Höhe der Zeit, die Geist-versus-Geld-Argumentation ist, im Zusammenhang mit dieser Philosophischen Fakultät, nahezu peinlich.

Man könnte auf dieser Ebene die Leute ja gerne vor sich hin streiten lassen, wenn es sich nicht zu einer Grundsatzdiskussion ausgeweitet hätte. Es geht nämlich um eine langfristige Abschaffung der Geisteswissenschaften, die Streitfrage lautet inzwischen ähnlich dem Titel von o. g. Podiumsdiskussion: Was soll und kann Philosophie (erweitern wir es ruhig auf Geisteswissenschaft) heutzutage überhaupt noch bieten? Kann sie eine akzeptable Kosten-Nutzen-Rechnung aufstellen?



Keiner kann das, es widerspricht der Idee von Geisteswissenschaft überhaupt, aber leider läßt man sich darauf ein, akzeptiert die Kategorien der anderen und versucht, ihnen in deren eingeengtem, meist nur künstlich intelligentem Vokabular zu antworten. Der Glaube an einen gemeinsamen, jedes noch so unterschiedliche Sprachspiel vereinheitlichenden theoretischen Diskurs versperrt die Sicht auf die Tatsache, daß, was theoretisch keine Vereinheitlichung zuläßt, weil einfach unterschiedliche Sprachen gesprochen werden, in der Praxis durchaus in einem kreativen und fruchtbaren Austausch nebeneinander (aber nicht voneinander abgeschlossen) existieren kann. Unvereinbarkeit von Theorien und die unendliche Diskussion darüber mögen ein rhetorisch interessantes Problem sein, ohne das die Mehrzahl der Akademiker ohne Arbeit wäre, aber daß nicht nur eine Hochschule, sondern auch Forschung und Wissenschaft praktisch ohne reflektierende Instanz auf Dauer nicht existieren können, sollte man nicht mit elementarer Arithmetik vorrechnen müssen. Dazu reichen ein Blick in weniger an Fachkenntnis als an elementarem sprachlichen Reflexions- und Ausdrucksvermögen verarmte und unverständliche Veröffentlichungen aus dem naturwissenschaftlich-technischen Bereich und der, leider oft verpönte, gesunde Menschenverstand.

Torque – der Dreh an dem Ding

Von Uwe Loebens

Es hätte diebische Freude aufkommen müssen: Richard Serras „Torque" an der Universität schaffte es, die Gemüter einer durch und durch gelangweilten Gesellschaft in Wallung zu bringen, die, wenn überhaupt, nur noch auf schärfste Reize in der Tagesschau Reflexe zeigt. Die Art und Weise jedoch, wie um die Skulptur gestritten wird und sich Fehlinformation mit unreflektierten Geschmacksurteilen mischt, macht diese Freude schnell zunichte. Gerade im akademischen Umfeld hätte man eine differenziertere Diskussion erwarten dürfen.

Reine Verschwendung

Die Fakten der Finanzierung müßten bekannt sein. Zahlen waren mehrfach in der Zeitung zu lesen. Nach letzten Meldungen kostete die Skulptur rund 960.000 DM. 535.000 DM wurden für die Herstellung und Errichtung der Skulptur ausgegeben. Fundamentierung, Wiederherstellung der Bepflasterung, Änderung der Verkehrsführung etc. kosteten genau 97.000 DM. Das Künstlerhonorar betrug 321.000 DM. Die Herstellungs- und Errichtungskosten wurden aus kleineren Sponsorenbeträgen und zum größten Teil aus den 2 Prozent der Bausumme des Instituts für künstliche Intelligenz bestritten, die nach Bundesbauförderungsgesetz für Kunst im öffentlichen Raum ausgegeben werden müssen und je zur Hälfte von Bund und Land getragen werden. Dabei hatte die Dillinger Hütte, die diese Maßnahmen durchführte, meiner Kenntnis nach einen marktunüblichen, günstigen Sonderpreis kalkuliert. Der zweite Posten der Folgekosten wurde aus den dafür vorgesehenen Haushaltstiteln finanziert. Das Künstlerhonorar wiederum brachten je zur Hälfte zwei Sponsoren (Saarferngas und VSE) auf. Die Behauptung, die Errichtung der Skulptur stehe finanziell in direktem Zusammenhang mit der drohenden Schließung einiger Fachbereiche an der Universität, ist schlichtweg falsch. Das Geld hätte für die Aufrechterhaltung des Lehrbetriebs (z. B. für Bibliotheken) nicht zur Verfügung gestanden.

Verschwendung? Nach rein utilitaristischen Gesichtspunkten ist Geld für Kunst immer Verschwendung. Mit einem Kunstwerk gleich welcher Ausformung läßt sich nichts anfangen und mit dieser Serra-Skulptur als Aktie nicht einmal an der Kunstbörse spekulieren. Nach anderen Gesichtspunkten ist der Wert in Zahlen nicht auszudrücken. Jenem BWL-Studenten ein kleiner Tip, der sich im Gespräch über die Unverschämtheit des Künstlers empörte, mit seiner Kunst Geld verdienen zu wollen. Wenn Kunstproduzenten wie ein selbständiger Betrieb, sagen wir Handwerker, kalkulieren und Unkosten wie Atelierunterhaltung, Materialaufwendungen, Arbeitsstunden, Galerieprovisionen etc. gegen Verkauf und Nachfrage aufrechnen würden, so müßten die Künstler als schlechte Unternehmer ständig Bankrott wegen Vertriebs der Ware unter Wert anmelden. Ganz zu schweigen davon, daß es sich bei Kunstwerken in der Regel um Unikate, also nicht wiederholbare „Dienstleistungen" handelt.

Richard Serra (rechts) bei der Arbeit

Es wundert mich ein wenig, daß die Vertreter des finanziell so schwach ausgestatteten Universitätsbetriebs bei einem finanziell noch schwächeren Bereich das fehlende Geld eintreiben wollen. Zwei Beispiele: Die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit bei einem Heimspiel des 1. FCS kostet den Staat je nach Brisanz des Spiels freundlich gerechnet 80.000 DM, macht pro Saison 17 x 80.000 DM oder 1,36 Millionen DM. Ähnlich gelassen nimmt man die Kosten für einen Autobahnkilometer hin, zwischen 10–12 Millionen DM ohne Extras wie Steigung oder Brückenbau, die Nachfolgekosten für Mensch und Umwelt nicht gerechnet. Man komme nicht mit dem Argument, der Bau von Autobahnen sichere Arbeitsplätze. Inzwischen ist die Kunst selbst ein Wirtschaftsfaktor und Arbeitgeber in Verlagen, Museen, Gastronomie, Tourismus geworden. Ausstellungen

werden, auch in Saarbrücken, nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten konzipiert. Nicht umsonst maß die letzte Dokumenta ihren Erfolg in Umsatzzahlen.

Die Errichtung der Serra-Skulptur sei in eine ungünstige Zeit gefallen, die Akzeptanz wäre in finanziell beruhigteren Zeiten größer gewesen, hört man gelegentlich. Kunst kommt immer zur Unzeit, immer ist irgendetwas vordergründig dringlicher und wichtiger. Und deshalb kommt sie immer auch gerade recht. Weil sie nicht, wie allgemein geglaubt wird, ein Luxusartikel ist, der bestenfalls zur Verschönerung der Umwelt beiträgt, sondern wie auch die Wissenschaften ihren Ursprung in dem Bedürfnis der Menschen hat, sich und ihre Umwelt zu erklären, oder ganz banal, sie zu gestalten.

Ein Befehl zum Kunstgenuß

Die Serra-Skulptur das Ergebnis eines Kunstdiktats? Man kann den Initiatoren den Vorwurf nicht ersparen, den Entschluß, Serra zu beauftragen, quasi unter Ausschluß der Öffentlichkeit gefällt zu haben. Es wäre zumindest atmosphärisch günstiger gewesen, gleich zu Beginn der Beratungen nicht nur mit dem Universitätssenat zu diskutieren, sondern auch Vertreter aus Kunstgeschichte, Kunsterziehung und Studentenschaft hinzuzuziehen. Tatsache ist aber auch, daß Serras Entwurf der Skulptur 1989 vorgestellt und in der Universitätsbibliothek ausgestellt war und es zu keinerlei Protesten kam.

Die Überlegungen, die das Engagement Serras zur Folge hatte, brauchen die Diskussion nicht zu scheuen: 1. das vorhandene Geld einzusetzen, ein Werk eines Künstlers für das Saarland zu erwerben, das sonst schwerlich zu finanzieren gewesen wäre; 2. ein künstlerisches Gesamtkonzept zu verwirklichen, statt die Summe in einen Skulpturenpark zu investieren; 3. mit Serra einen Künstler zu beauftragen, der bekanntermaßen einen Großteil seiner Skulpturen für Europa in Dillingen herstellen läßt, im Saarland aber mit keinem Werk vertreten ist und durch seine Arbeiten in Stahl eine Verbindung schafft zur Industriekultur des Saarlandes. Aber am wichtigsten erscheint mir, daß mit Serra ein Künstler auf den Plan trat, der sich intensiv mit dem Problemfeld Kunst im öffentlichen Raum auseinandersetzt, dessen Lösung in diesem Fall, wenn nicht eine richtungsweisende, so doch spannungsgeladene Antwort auf die spezielle Situation der Örtlichkeit liefert. Ich bin mir nicht sicher, ob bei einem ausgeschriebenen regionalen oder überregionalen Wettbewerb, wie vielfach gefordert, ein ähnlich exponiertes Werk an die Universität gekommen wäre. Daß da Prestigegründe eine Rolle gespielt haben, stört mich in diesem besonderen Fall überhaupt nicht. Es mutet jedoch seltsam an, allenthalben die Klage über die Provinzialität des Saarlandes zu führen und bei diesem „Imageprojekt" über Geldverschwendung zu zetern. Eher wäre zu kritisieren, daß wir alle dem Irrtum erliegen, Weltoffenheit mit dem Raunen bekannter Namen zu verbinden, statt in ihr eine Geisteshaltung zu vermuten.

Wer über welche Kunst im öffentlichen Raum entscheiden soll, scheint ein unlösbares Problem zu sein. Mangels einer besseren Idee nehme ich mal an, daß die Entscheidung in den Händen derer, die sich eine entsprechende Kompetenz erworben haben, relativ gut aufgehoben ist. Da aber jeder, der mit den Augen allein über den entsprechenden Sachverstand zu verfügen glaubt, potentieller Entscheidungsträger ist, wundert es nicht, daß als Gegenvorschlag zu Serras „Torque" eine Mariensäule in die Diskussion gebracht wurde, die betitelt „Maria, Beschützerin der Umwelt" vor dem Platz der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät als „künstlerische Verzierung" gedient hätte (Leserbrief, Campus 3/92).

Kacheln für den Frieden

Um die künstlerische Leistung Serras würdigen zu können, hier ein anderes Beispiel für Kunst im öffentlichen Raum: Die Saarbrücker Künstlerin Hilde Bock kam auf den gewiß rührenden Gedanken, zusammen mit dem georgischen Künstler Lewan Mcheidse eine Begegnungsskulptur zur Völkerverständigung zu erstellen. Ein Sponsor, der das Denkmal finanzierte, fand sich auch. Und da das Kunstwerk die Stadt nichts kostete, stimmte der Bezirksrat Saarbrücken Mitte der Errichtung einhellig zu. Als Standort wurde der Tbilisser Platz auserkoren. Ins Gerede kam die Skulptur, als ein bis dahin nicht bekannter Rat der sechs wichtigsten Kulturpersönlichkeiten für den Abriß oder zumindest eine Versetzung der Skulptur an einen anderen Platz plädierte. Damit wurde eine ähnlich heftige Diskussion ausgelöst wie die um die Serra-Skulptur.

Daß die Begegnungsskulptur künstlerisch gescheitert ist, liegt auf der Hand. Zwei Zickzackformen aus Beton gegossen, die schräg parallel in einen Sockel eingelassen sind, sich annähern und abwenden, suggerieren ein zumindest antagonistisches, wenn nicht martialisches Verhältnis, das dem gemeinten Miteinander widerspricht. Sie scheinen weder nach Formen

noch Proportionen abgeklärt. Um dieses künstlerische Defizit zu verschleiern, werden die Betonelemente mit Kacheln verblendet, die auf folkloristisch naive Weise Motive beider Regionen nach gängigen Klischees zitieren. Der Wechsel der Blau- und Brauntöne symbolisiert vermutlich gegenseitige Durchdringung. Damit die Botschaft keinesfalls verlorengeht, werden die Zickzackformen zusätzlich schriftlich als Saarbrücken und Tbilissi identifiziert.

Ähnlich stringent ist die Plazierung des Monuments auf dem Tbilisser Platz. Ohne die speziellen Gegebenheiten des Platzes in der Skulptur zu reflektieren oder zumindest ein Recht auf gestalterische Strukturierung des Platzes einzufordern, findet sie sich eingezwängt, zwischen Kassenhäuschen und Brücke an den Rand gedrängt. Den Parkgenuß der Autofahrer nicht zu beeinträchtigen, war offenkundiger Motor der Plazierungsüberlegungen.

Schwindelerregender Schrott

Anders Richard Serra! Seine Skulptur „Torque" steht in der Folge seiner Werkgruppe, die die Verhältnisse von Masse, Gewicht, Schwere, Stabilität/Labilität mit auf geometrische Grundformen reduzierten Stahlplatten untersucht. Sechs trapezoid, zur Basis hin sich verjüngende Stahlplatten, stehen aneinandergelehnt. Ihre Höhe korrespondiert mit der Höhe der umliegenden Gebäude. Die Basis ist ein gleichseitiges Sechseck, das über drei Eckpunkte achsensymmetrisch auseinandergezogen ist. Daraus ergibt sich ein Wechselspiel von Sich-Öffnen und Sich-Verschließen, von Einladen, Abweisen der Skulptur. Zusammen mit der die Perspektive aufhebende Verbreiterung der Platten nach oben, die die Skulptur gedrungener erscheinen läßt als sie in Wirklichkeit ist und den Eindruck gefährdender Schräge verstärkt, beginnt sich die Skulptur optisch zu drehen. Sie leitet im Uhrzeigersinn die Bewegung um sich herum, ohne Einlaß zu gewähren, während sie gegen den Uhrzeigersinn eine Umgehung versperrt, dafür aber zu ihrem Betreten einlädt. Ähnlich läßt sich die vertikale Öffnung der Skulptur, die die Ausgangsbasis nach

Ein Stahlsegment von „Torque" wird aufgerichtet

geometrischer Gesetzmäßigkeit wiederholt, als sich schließend oder sich öffnend erfahren. Auch ihr Inneres überlistet die Perspektive. Der vertikale Eindruck im Innern übersteigt die meßbare Höhe.

Außen und Innen beherrschen verschiedene Atmosphären. Während „Torque" sich von außen als hermetisch, aggressiv, bedrohlich zeigt, verbreitet sich im Innern neben dem Gefühl von Schutz eine meditative, sakrale Atmosphäre. Die Näherung an bzw. das Betreten der Skulptur erfordert Mut, da die Sinne wider besseres Wissen höchste Gefahr, jederzeit mögliches Einstürzen der Platten signalisieren. Die Skulptur erreicht damit eine emotionale Qualität und befragt durch Irritierung der Wahrnehmung diese nach ihrer Erfahrung. Der strengen, geometrischen Durchgestaltung der Skulptur, die Kirchenbauplänen ähnelt, ohne mit deren Zahlenmystik zu spekulieren, ist durchaus das Attribut „schön" oder „erhaben" zuzuweisen. Wer allerdings unter „schön" nett, lieblich, idyllisch, friedvoll, angenehm etc. versteht, wird mit „Torque" nicht warmwerden können.

Verstellte Sicht

Die Skulptur ohne ihren Ort zu betrachten, wäre gerade bei Serra verfehlt. Das extreme Spannungsverhältnis, in das Serra seine Skulpturen zu den betreffenden Örtlichkeiten setzt, ist wesentlicher Bestandteil seiner Arbeit. Den Standort von „Torque" einer politischen oder künstlerischen Laune zuzuschreiben, ist falsch. Im Gegenteil nimmt Serra, der sich in seinen Schriften als stark reflektierender Künstler ausweist, eine jahrhundertealte Tradition wieder auf, Skulptur als wesentliches gestaltendes Element von Plätzen und nicht als bloße Verzierung einzusetzen. An der Universität versucht er, einen in Funktion und Gestaltung indifferenten Platz in das Kräfteverhältnis seiner Skulptur einzuspannen und ihn so zu strukturieren. Die angesprochenen Aspekte des Drehens, Sich-Öffnens und Verschließens übertragen sich auf die Örtlichkeit. Jetzt wird auch deutlich, wieso die Skulptur „Torque" = Drehmoment = das Maß für die Drehwirkung einer an einen Körper angreifenden Kraft betitelt ist.

Sie steht genau an dem Punkt des Universitätsgeländes, an dem sich in mehrfacher Hinsicht Brüche

Richard Serra (links) in der Diskussion

offenbaren. Zum einen ist der Standpunkt der Skulptur der höchste Punkt des Campus, zum zweiten knickt an dieser Stelle eine angelegte architektonische Achse ab, und zum dritten steht sie an der Scheide von einem architektonisch durchgestalteten Gebäudekomplex zu einer Ansammlung unterschiedlicher Gebäude ohne architektonischen Gesamtbezug. Sie verschließt scheinbar den kleinen, durchgestalteten Eingangsbereich und verlegt das optische Gewicht, das durch die Blickführung des Tores auf den Mittelbau gesetzt war, auf sich und akzentuiert den Platz. Gleichzeitig nimmt die Skulptur dadurch, daß sie ein wenig zurückgesetzt zu den umliegenden Gebäuden steht, Verbindung zum dahinterliegenden Campus auf. Sie versteht sich hier als neues perspektivisches Zentrum. Der Campus selbst wird als solcher kenntlich gemacht. Durch „Torque" erhält er einen bisher nicht vorhandenen Richtungsbezug und damit ein Gesicht. Die architektonischen und funktionalen Widersprüche von Campus und Eingangsbereich kann und will die Skulptur nicht aufheben, sie führt die unterschiedlichen Anlagen an ihrer Bruchstelle zusammen und macht sie sichtbar.

Ein Störfaktor

Die Kritik, die Skulptur sei auf Grund ihres Standortes in ihrer Gesamtheit nicht zu betrachten, stimmt zwar, aber sie ignoriert ein bekanntes Werkprinzip Serras. Ihm ist nicht daran gelegen, den Betrachter in kühler Distanz zu halten. Im Gegenteil sucht er durch Dimensionierung seiner Skulpturen ihn in das Kräftespiel miteinzubeziehen und es ihm dadurch unmittelbar erfahrbar zu machen. Mehr noch imponiert mir persönlich, daß sich Serra auch in dieser Skulptur gegen die allgemeine Tendenz wehrt, Kunst im öffentlichen Raum insbesondere als reines Verschönerungselement gelten zu lassen. Mit Wucht und aggressiver Unerbittlichkeit rückt er seine Kunst ab von einer dekorativen Randzone. Er fordert ihr uraltes Recht ein, mehr zu sein als ein unterhaltsames Freizeitvergnügen, das in musealer Umgebung, quasi im Bilderzoo seine bunten Kapriolen treiben darf. Man mag es als tyrannisches Vorgehen auffassen. Aber an einer Universität sollte es doch möglich sein, sich selbst und seine Anschauungen zu prüfen, die Gefahr unangenehmer Fragen und unbekannten Geländes zu suchen. Dafür steht Richard Serras Skulptur „Torque" als Zeichen.

Métro Musique

Hans Husel

Geboren 1942, Buchhändler, Grafikdesigner, Galerist, Kneipier, Student der Kunstgeschichte, Aushilfsverkäufer, Angestellter, williger Verrichter fremdbestimmter Arbeit.

Arbeitsbereiche: Zeichnung, Druckgrafik, Collage, Objekte, Wortplastik, Aktionen, Projekte, Konzepte, Sofortbild, „Schlechte Fotografie", Mail-Art, Copy-Art etc.

Multimedia-Western „Schwierigkeiten mit Crazy Horse" (aufgeführt 1972 im „sogenannten Theater", Saarbrücken), Experimentelle, fragmentarische, verschollene Super-8-Filme (71-73), Projekt „Plastische Vergangenheit", 1979-80.

Ausstellungsbeteiligungen seit 1970 u. a. in Saarbrücken, Zweibrücken, St. Wendel, Minden, Unna, Arnsberg, Dorsten, Stuttgart, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Berlin (West), Dresden, Luxemburg, Brüssel, Arnheim, Lüttich.

1974-78 Mitherausgeber der Saarbrücker Alternativpresse „Einzelheiten".

Seit 1980 verstärkt Beteiligung an Mail-Art-Aktionen und -Ausstellungen: BRD, DDR, Frankreich, Holland, Belgien, Italien, Portugal, Polen, Bulgarien, Schweden, Brasilien, USA und Japan.

Beteiligung an „1984" – A European Exhibition after Orwell's 1984; in Saarbrücken (Moderne Galerie), Straßburg, Brüssel, Lüttich, Luxemburg, Venlo.

1989 Galerie im Zwinger (mit Rudolph Schwarz), St. Wendel,

1989 Saarländisches Künstlerhaus, Saarbrücken (E),

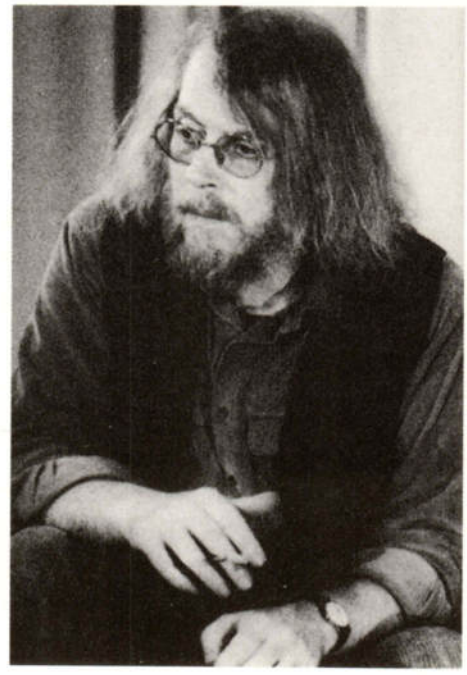
1987, 1989, 1991 Landeskunstausstellung,

1990 Mia-Münster-Haus, St. Wendel; Arbeiten auf Papier

1990 Saarländischer Künstlerbund, Stadtgalerie Saarbrücken

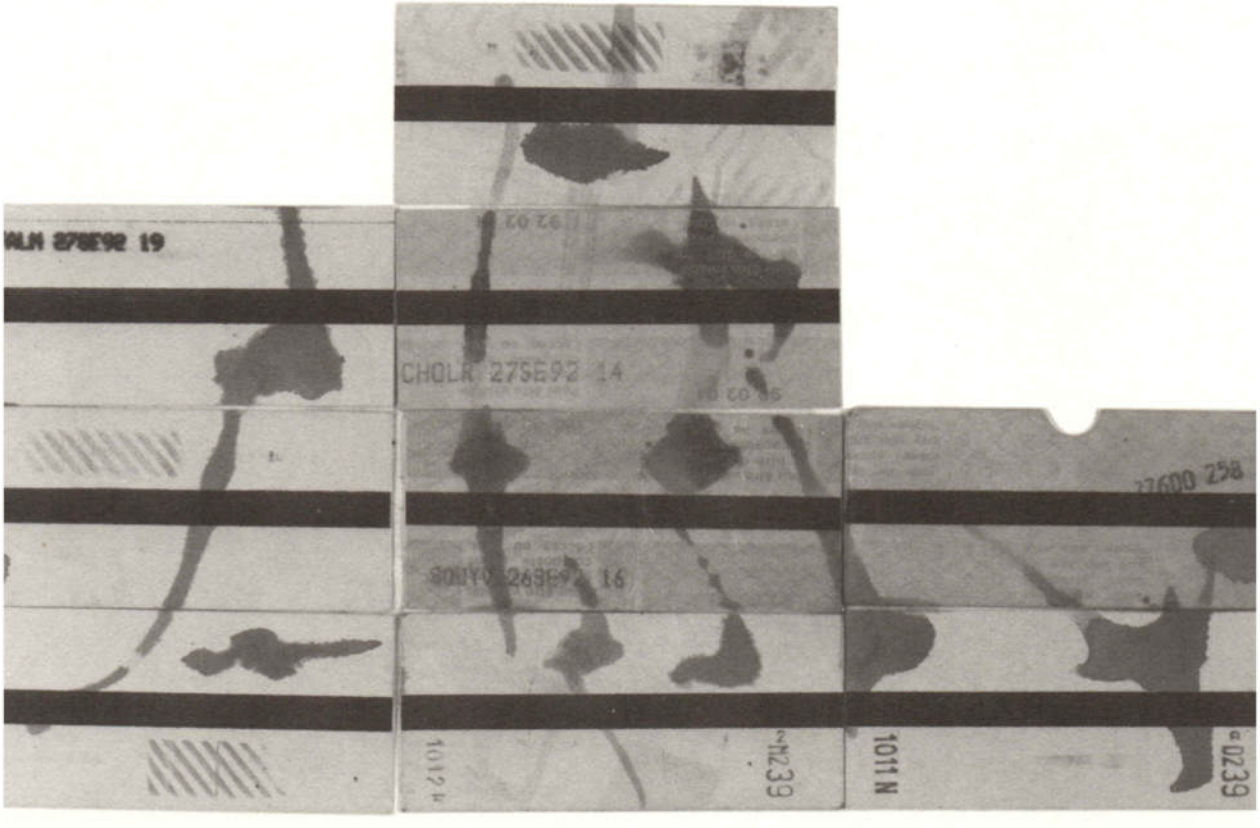
Fan (seit 1970) und Redaktion (seit 1985) einer Veranstaltungsreihe improvisierter Musik (in der Stadtgalerie Saarbrücken).

Keine Ankäufe, keine Preise, kein Pauschalurlaub – aber immer wieder mal Kunstpausen.



MÉTRO

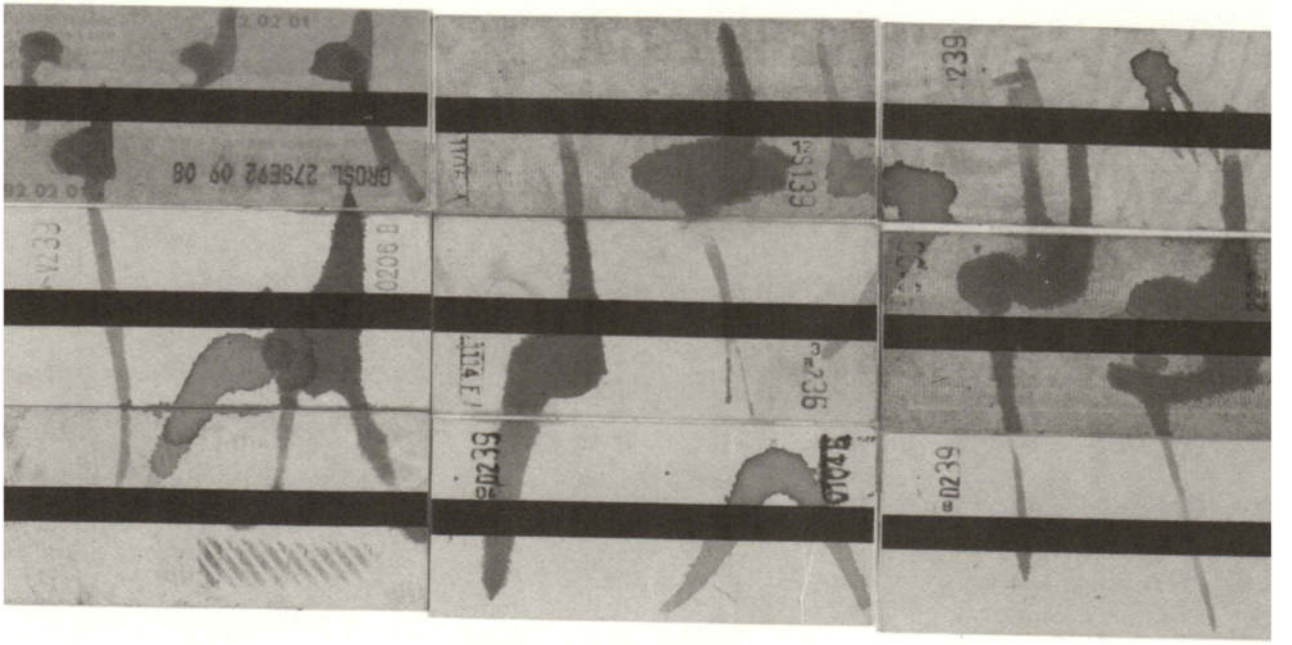
SUR LIGNES



LE ROUGE*¹

MUSIQUE

MAGNÉTIQUES

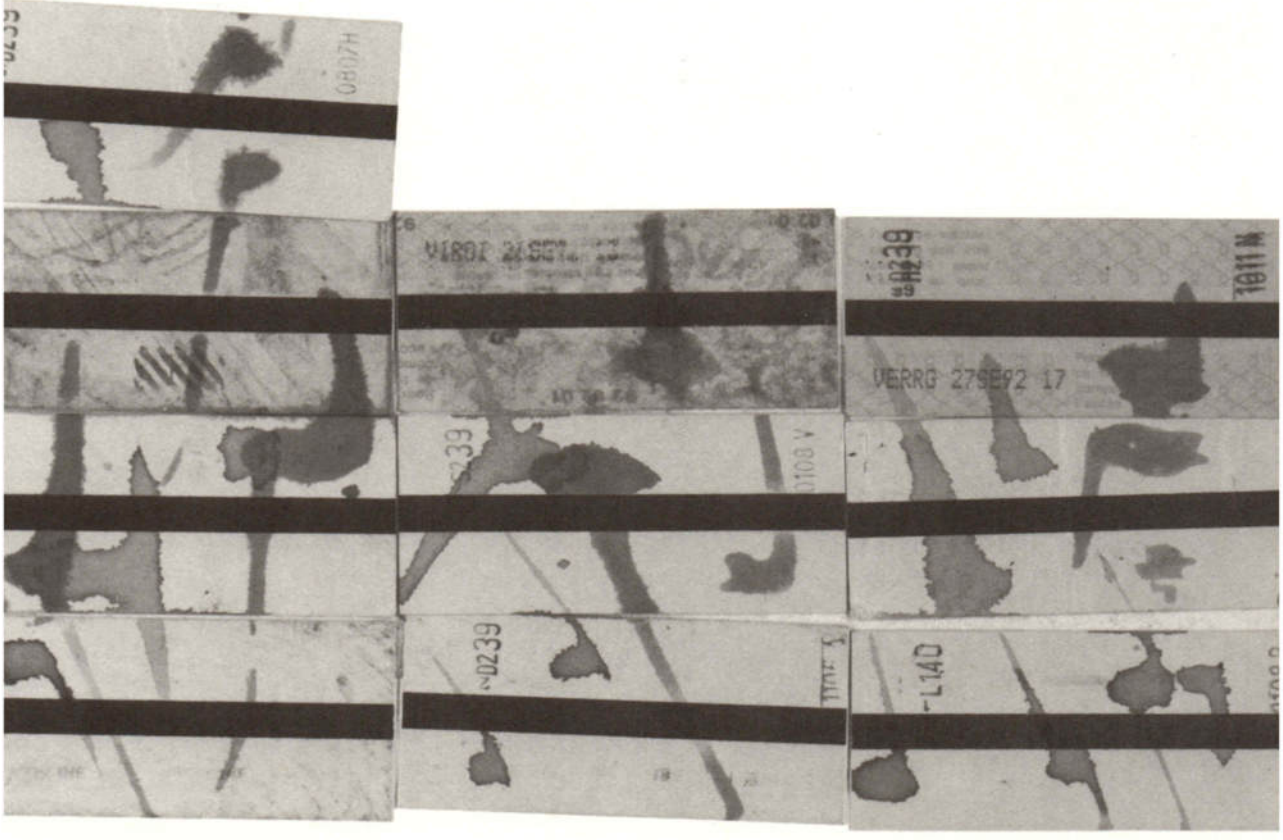


*¹ VIN DE BORDEAUX

LE NOIR*2

UNP(L)AYABLE

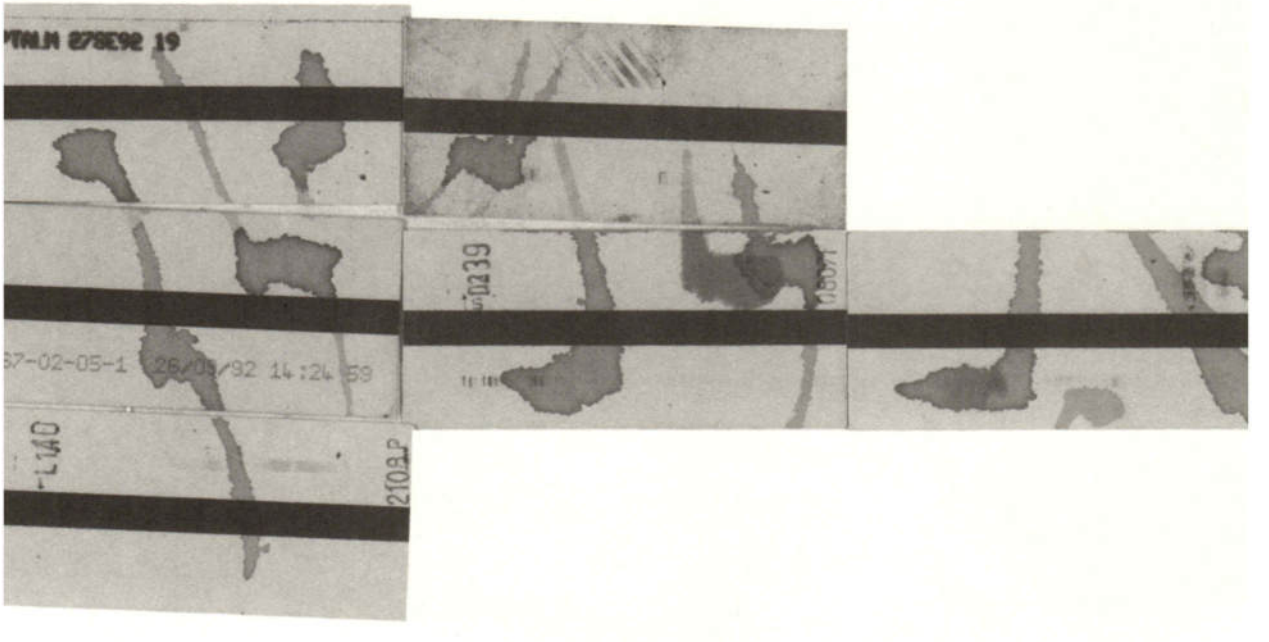
NOTATION



*2 CAFÉ MOULU — 100% ARABICA

M U S I C

I N A S O U N D L E S S W A Y



Kirschheck, Von der Heydt

von Ellen Diesel

Die leere Mitte des Tals, kommst du an

Alle Wege münden in diesen Platz.
Sternförmig laufen sie auf ihn zu und verdichten
den Eindruck, daß gleich Besonderes geschieht.
Möglich, daß du zuspätkommst, der Ort nicht da,
abgerissen, der Platz abgedeckt, grauasphaltiert.
Doch manchmal dreht dort der Wind noch ein Blatt
auf die andere Seite.
Dann hast du rechtgehabt mit deinem Gefühl,
es riecht nach Schnee

Wo das Zentrum war

Gräser fingern noch in den Büschen. Zikaden
gesänge von irgendwoher. Die Börse ruft die
letzten Zahlen ab. Die Telefone drehen heiß.
Stumm bleibt die Wand jetzt kurz nach sechs.
Einser-Kolonnen rasten, rücken ein.
Unterm Strich, das Herz schlägt genauer

Soldatengrab am Heidenhübel

Unmerklich werden die Tage kürzer. Dich friert
mitten im Sommer. Rund um den Erdball
Kriege und Fettgedrucktes in Anzeigeblättern,
in Todesanzeigen. Ins Laub, komm, unter Buchen!
Wenns kälter wird, geh den Hügel hinauf

Prometheus-Sprung

So etwas wie ein flacher Atem
der durch das Tal geht.
Wird es zugestürzt, rückt der Berg ein Stück
weiter – den Schienen nach schiebt Lehm, Kies,
eingespeichelten Sand aufs heiße Blech.
Glühn ein Paar Augen da unten wie Kohlen nach,
in den ausgeworfenen Netzen

Der Maldit

Den Faden aufnehmen und über den Finger abwickeln
sieht folgendermaßen aus: Jemand strickt.
Das leise Klappern
der Fensterläden öffnet die Schleusen der Angst.
Die Dunkelheit lehnt ins Fenster, aus ihrer Mitte
heraus löst sich ein Schatten – du bist wieder
Kind, das den Faden spult übern knisternden Finger.
Ein Name ist zu erraten. Wer ihn gefunden hat,
muß sich flach auf den Boden legen und darf ihn
nicht aussprechen, bei Todesstrafe, Maldit, der Jäger
holt ihn. Die Sage steht im Buch der Saar

Aquarell

Der Redefluß des Wassers stockt.
Kühl streicht der Wind den Teich glatt.
Das klingt japanisch. So leckt
nur ein Pinsel Wasser,
ein Tiger sein Fell!
Jetzt wirst du ruhig, vernünftig.
Eingeborener des Wassers und der Schrift.
Das Kichern setzt ein, wieder.
Ungeübt zwar – aber immerhin – Schilf –
Rohrkolben, Rohrdommeln

Schnittmengen

Ach, die roten
und weißen Flecken Kirschhecks auf Zeitungspapier,
die fließenden Ränder des Schmerzes – Druckstellen
zwischen ertaubten Wörtern! Springt sofort
eine Schere auf und belehrt mich, was eine Überschrift
über die Zeile hinaus, daß Blut fließt.
Zum Beispiel ein Unfall wars, ein Versehen oder
das reine Vergnügen, ein Rausch oder nur das Rauschen
des Verkehrslärms, der glatte Bann der Zeile,
der bare Zufall der Autobahn an Kirschheck vorbei

Schwarzweiß

Nichts regt sich, und die Zeit verstreicht.
Unter Schmerzen trocknet die Tusche im Glas,
und die Feder des Zeichners krümmt sich.
Das Gras – glänzend schwarz auf dem Zeichenpapier
wirkt feucht, sollst du wissen – wie nasses Haar
– und nach dem Regen steht den höchsten Bäumen
selbst die kleinste Pfütze unterm Himmel
wieder Spiegel.
Dann klettert die Hand mühelos der Elster ins Nest!

Im Grund

Zustimmung von allen Seiten.
Mein Steinchen reitet über die Wasseroberfläche.
Der Horizont steht ans Ufer und wälzt sich
in Kirschhecks Sand: Dichtbewaldete,
tiefgrüne Hügel, die den Tümpel im Tal umgeben,
das Meer erinnert, Ebbe und Flut, Brandung
und Dünung – den schieren Mond,
Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper – den Körper,
Hüftschwung einer Frau vielleicht,
oder den eines fliehenden Fisches.
Ach, die alten Geschichten, verläßlichen Spiegel!
Ach, daß ich bliebe. Das Schilfrohr nickt

Von der Heydt, Mitte

Nur wird den Ort nicht wiedererkennen,
wer die Kirche, Haus 9 oder 10, die Post,
Dorfplatz und Konsum sucht, nach Plänen,
die Bäckerei oder eine andere
durch x ausgezeichnete Stelle.
Alte Fotopapiere zögern am längsten
(mit ihnen Luftbilder, Landvermesser, Schub
laden, Chemiker, Dichter und Archivare)
einzusehen, daß es von der Heydt nicht gibt

Das alte Schulhaus

Jetzt ist die Reihe an dir,
daß du träumst, aufwachst
und nachzählst,
wieviele von einmal viermal zwölf Häusern
übriggeblieben – ich bitte darum,
sag das Ergebnis leise ins Heft,
nicht laut in den Saal vor Wänden,
die weiße Zahlen malen –
du könntest schlafende Hunde wecken,
Zeigestock und Kreidefinger.
Nachts atmet das alte Schulhaus tief durch
bei geöffneten Fenstern

Das vergessene Dorf

Die Hauptstraße auf und ab.
Hinter bewegten Fichten erheben sich Fronten
und Von der Heydt-Giebel.
In hohem Bogen schlägt
sich das Licht zu den Dächern.
Wind und Schatten teilen die Beute.
In schöner Ordnung blitzen auf,
in rohem Sandsteinmauerwerk
ein Fensterflügel hier und dort Gardinen.
Es geht ein Blick aus
und fort

Okkulus

Dort,
angeheftet an die Erinnerung, mit einer Büroklammer
(die Witwe weiß, wovon sie spricht)
das Haus mit dem runden Fenster, dem Auge im
Giebel und dem Kopf, der grademalebenso in die Kamera
paßte, als sie hinaufsah

Am alten Bahnhof

Da steht er und versucht,
die lichte Weite des Rahmens
nocheinmal zu sprengen, der Vierkantmann
mit der nachtblauen Schaffnermütze,
bevor er hindurchgeht, blickt über die Schulter
zurück, den Bahnsteig entlang
springt auf den fahrenden Zug

Gegen Abend

Man sagt, es gehöre nicht dazu, Haus 26, zum Dorf.
Ein Mann lehnt dort aus dem Fenster, gestützt
auf beide Ellenbogen und spricht mit seinem Hund.
Wenn er durch die Haustür heraustritt, wächst er
und wird rot, röter als das Backsteinhaus und größer
als beide, Haus und Hund. Lange und deutlich genug
steht er in der Dämmerung des Spätnachmittags
des Heiligen Abend bis er verschwindet. Ich gehe.
Ich beginne, meine Schritte zu zählen bis dahin

„Weil es die Wahrheit nicht gibt, muß man sie erfinden."

Ein Gespräch mit Ludwig Harig über seine poetologische Novelle „Die Hortensien der Frau von Roselius"

Von Ralph Schock

„In den letzten Nächten habe ich schlecht geschlafen. In aller Herrgottsfrühe lag ich bloßgestrampelt auf dem Laken, die ersten Sonnenstrahlen fingerten in den Maschen des Vorhangs und webten Fratzengesichter aus dem haarfeinen Garn: Narrenköpfe mit Nußknackergebissen, Affenschädel mit Lästermienen, die mich foppten und von Sekunde zu Sekunde zerfielen. Ich weiß nicht, hatte ich geträumt oder lag ich schon eine Weile wach im Bett und erinnerte mich. Wenn ich den Blick vom Fenster abwandte und zur Decke schaute, wo die Lichtreflexe wie Wellengekräusel erschienen, hatte ich immer dasselbe Bild vor Augen: Ein kleines Mädchen stieß einen Jungen ins Wasser. Sobald ich die Augen schloß, brach eine lange vergessene Geschichte aus meinem Gedächtnis hervor, und ich sah, tief innen im Kopf, hinter den Augenbällen, ein tintenblaues Wasser über dem Jungen zusammenschlagen. Das Wasser wallte auf, Arme und Beine des Jungen kamen noch einmal zum Vorschein, sie peitschten die Wasserfläche, daß es hoch aufspritzte, Hände und Knie waren tiefblau gefärbt. Das Mädchen stand auf der kleinen Brücke über dem Bach und stützte sich mit den Händen auf das Geländer aus Birkenholz. Sie hob den Blick erst wieder, als der tote Körper des Jungen sich im Wasser auf die andere Seite wälzte und sein blaues Gesicht zeigte."

Vielen Dank, Ludwig Harig. Jeder literarisch Interessierte hier im Land kennt dich, kennt deine Stimme, kennt die sehr beeindruckende Art und Weise, wie du liest. Was ist das für ein Text?

Ja, der Gesamttext ist eine Novelle. Das heißt, eine längere Erzählung, die allerdings in dem Verstand, in dem Sinn einer Novelle gebaut ist, das heißt also, es gibt ein Motiv wie bei jeder Novelle, ein Motiv, das sich durch diese ganze Geschichte hindurchzieht. Das hier ist das Blaue, das ist sozusagen der Blaubach, das Blaue des Sulzbacher Blaubachs, das ist das Blau der Hortensien, und das ist auch das blaue Blut dieser adligen Sulzbacher Industriellenfamilie, von der in dieser Novelle erzählt wird. Diese Novelle aber ist textidentisch mit Vorlesungen, die ich im Januar gehalten habe, in München an der Universität, und zwar Poetikvorlesungen. Ich war gebeten, über die Kunst des Schreibens zu sprechen und hatte überhaupt keine Lust, irgend etwas Theoretisches zu sagen. So kam mir schon im Herbst vergangenen Jahres die Idee, lieber als daß ich mich sozusagen in Konkurrenz begebe mit Literaturwissenschaftlern, mache ich das, was ich eigentlich von mir aus als Schriftsteller zu tun pflege, nämlich ...

... eine Geschichte erzählen.

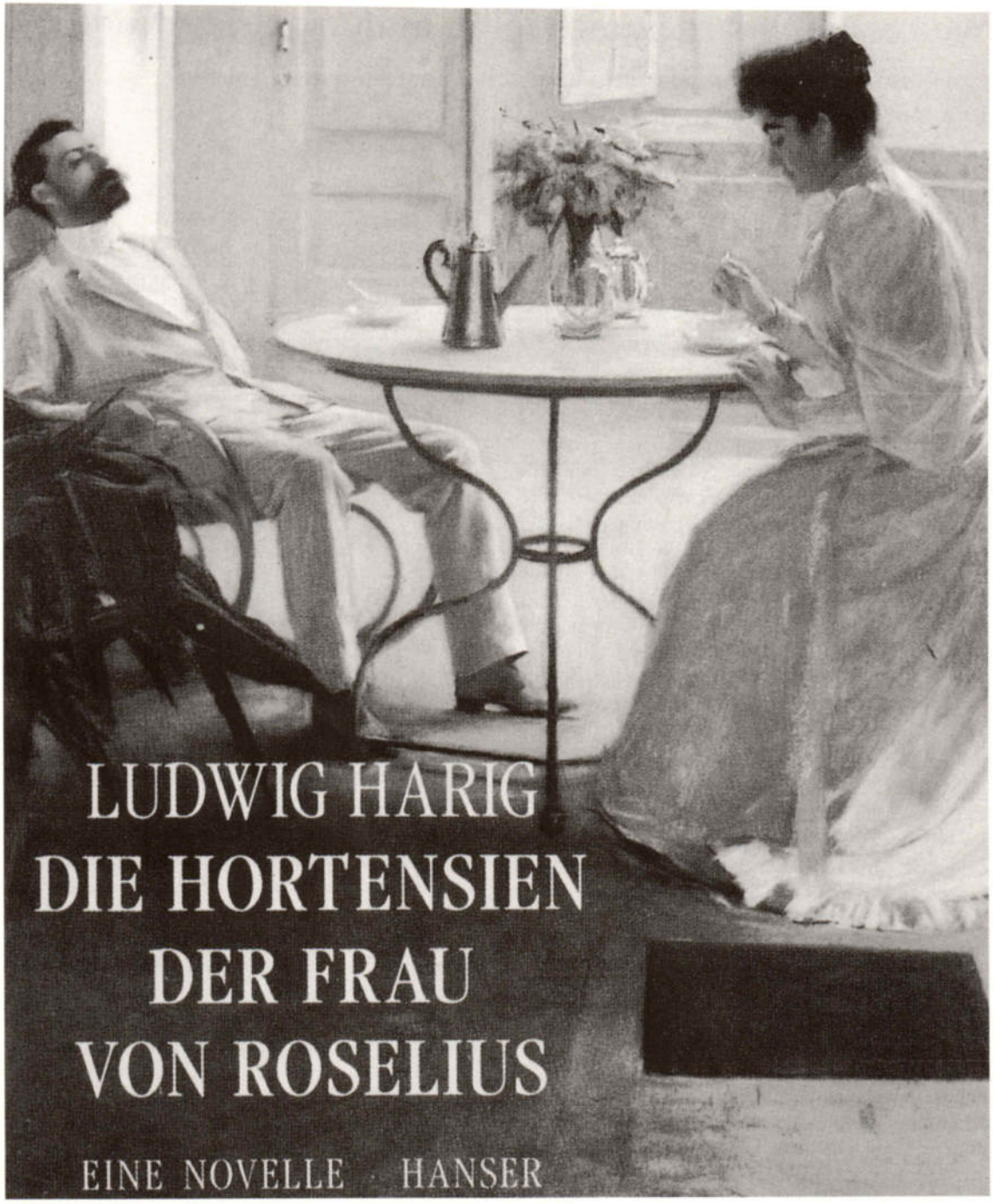
Ja. Und ich erzähle zweierlei. Ich erzähle sowohl diese Geschichte, als auch die Geschichte dieser Geschichte. Das heißt, ich erzähle zu gleicher Zeit mit, welche Möglichkeiten des Schreibens mir zur Verfügung stehen, welche Methoden ich anwende, damit diese Geschichte zustande kommt.

Wir hatten das Glück, daß wir diese Novelle in der Manuskriptform gesehen haben. Und da ist jedem, der das gelesen hat, aufgefallen, daß die Namen, die da vorkommen, von dir nachträglich durch andere Namen ergänzt worden sind.

Jawohl.

Man kann erkennen, daß statt des Namens Roselius vorher der Name Vopelius stand. Und jeder, der sich mit Sulzbacher Geschichte oder mit saarländischer Industriegeschichte überhaupt ein bißchen auskennt, weiß natürlich, daß das diese Sulzbacher Glasherstellerdynastie war, die ja nicht unwesentlich zur Bläue des Bachs beigetragen hat durch ihre chemischen Fabriken. Warum hast du den Namen Vopelius zu Roselius geändert?

In meinen autobiografischen Schriften, vor allen Dingen in den beiden autobiografischen Romanen „Ordnung ist das ganze Leben" und „Weh dem, der aus der Reihe tanzt", sind ja alle Namen authentische Namen, d. h. jeder, von dem ich erzähle, hat seinen Namen behalten. Er hat nicht wie in einem Roman einen fiktiven, erfundenen Namen bekommen. Und das wollte ich eigentlich in dieser Novelle auch, und deshalb habe ich zuerst von dieser Frau und diesem Herrn Vopelius gesprochen. Es kam allerdings dann eines Tages zu einem Telefonanruf, aus folgenden Gründen: Der Anfang dieser Novelle, der ja zu gleicher Zeit auch der Anfang dieser Poetikvorlesungen ist oder war, war schon im Januar in der „Süddeutschen Zeitung" abgedruckt, und eine entfernte Verwandte aus diesem Clan derer von Vopelius hat das in der Zeitung gelesen, und sie las: aha, da kommt der Name Vopelius vor. Und wenn man da ein bißchen weiterliest am Anfang, dann stellt man gleich fest, da gehts also ziemlich turbulent zu, denn es ist eine Novelle von Liebe, Eifersucht und Tod, und es wird auch viel geschossen. Und es sind diese Vopeliusse, die zu dem Revolver greifen – nicht um jemanden andern umzubringen, sondern um sich selbst zu töten, aus irgendwelchen Gründen –, und noch nicht mal von den Vopelius ist es einer, sondern es ist ein Offizier – gut. Diese Umstände haben wohl diese Frau Vopelius aus München, aus dem Vopelius-Clan, bewogen, sowohl sich beim Verlag als auch bei mir zu erkundigen, ob das tatsächlich so tur-



bulent weitergeht. Ich habe das auch bestätigt, und die Frau hat mich gebeten, den Namen doch zu ändern, denn es würde wahrscheinlich juristische Folgen haben können, und es könnte Ärger kommen. Ich habe an dem Namen nicht festgehalten, ich habe aber der Dame gesagt: Wissen Sie, Sie machen jetzt einen großen Fehler, wenn Sie mich bitten, den Namen zu ändern. Denn wenn der Name Vopelius geblieben wäre, dann wäre die Familie Vopelius wahrscheinlich durch die Literatur für alle Ewigkeit erhalten geblieben im Gedächtnis derer, die lesen können. So aber, wenn der Name verschwindet und ich den Namen ersetze, muß diese Familie in den Orkus des Vergessens versinken. Das hat die Frau natürlich furchtbar erschreckt, und ich glaube, sie hat irgendwie auch Andeutungen gemacht, um Gotteswillen, es wäre vielleicht doch besser, den Namen zu erhalten, aber da war es schon zu spät.

Sie wird also nicht dieses Glück haben wie Georges Arthur Goldschmidt, der, als er hier in Saarbrücken war und gelesen hat, erzählte, daß sein Großvater Goldschmidt im „Schach von Wuthenow" von Fontane mit seinem richtigen vollen Namen Goldschmidt vorkommt.

Nein, leider.

Das wird der Familie Vopelius nicht passieren. Jetzt sind sie selber schuld, sie haben es nicht besser gewollt.

So ist es, ja.

Du hast vorhin gesagt, daß dieser Roman nicht nur die Geschichte erzählt der Familie, dieses Unglücksfalls des Ertrinkens von diesem Kind, das du ja zu Anfang gelesen hast, sondern es ist auch ein autopoetologischer Text, also ein selbstreflexiver Text, der die Art und Weise, wie du Literatur herstellst, in den Gang der Ereignisse mit einbezieht. Das ist ja nicht die erste erzähltheoretische Reflexion, die du anstellst. Du hast ja früher auch schon, z. B. in Frankfurt, Poetikvorlesungen gehalten, hast noch vorher, erinnere ich mich, in Saarbrücken Vorlesungen gehalten zu diesem Thema, – „Mein Schreibhandwerk" hieß diese Serie damals, glaube ich. Wie würdest du denn die Entwicklung dieser poetologischen Reflexionen sehen? Siehst du selbst eine Entwicklung darin, und wenn ja, wie sieht diese Entwicklung aus?

Ja. Also es gibt eine Entwicklung, die immer stärker vom Sprachverhalten ins Erzählerische übergeht. Wenn ich mich vor einigen Jahren über die Kunst des Schreibens ausgelassen habe, habe ich versucht, in objektiver oder theoretischer Art und Weise diese Kunst des Schreibens von meinem Verständnis des Schreibens her zu erklären. Aber ich habe immer mehr und mehr die Lust verloren, mich theoretisch über diese poetologischen Fragen auszulassen. Und so kam ich auf den Gedanken, diese Überlegungen mit dem Erzählen zu verbinden. Und wenn man diese Geschichte jetzt liest, dann hat man ja von Kapitel zu Kapitel – und das wird in den Kapiteln wiederholt, und zwar wiederholt gesagt – den Weg, den der Schriftsteller nimmt, vor Augen: vom Erinnern und Schreiben über das Nachforschen und Schreiben zum Erfinden und Schreiben, zum Lesen und Schreiben, zum Reisen und Schreiben, und endet beim Schreiben über das Schreiben. Auch dieser Entwicklungsweg, wie ein Buch zustande kommt, wird in dieser Geschichte miterzählt, so daß man also in dem ersten Kapitel eigentlich nur das vorfindet, was aus meiner Erinnerung an diese Familie Vopelius, an den Blaubach in Sulzbach, an diese Geschichte in dem Garten der Familie Vopelius geblieben ist, und man hört heraus, daß ich selbst mich äußere, daß ich sage: Um Gotteswillen, das genügt gar nicht, um daraus wirklich eine literarische Geschichte zu machen, die ja bestimmte Höhepunkte haben muß und aufgebaut sein muß nach einer bestimmten Kunst des Schreibens. Was mache ich bloß? – Ich muß im zweiten Kapitel auf das Nachforschen kommen, und ich gucke nach, stimmt denn das alles, woran ich mich erinnere? Ich frage den, ich frage den, ich gucke nach in alten Urkunden und Akten, ich frage einen Bekannten, einen Verwandten. – Und auch da stelle ich fest: Das Nachforschen bringt mir meine Geschichte zwar etwas voran, aber macht es nicht zu einer Geschichte, die wirklich so sein soll, wie eine Geschichte gebaut ist, und so komme ich im dritten Kapitel zum Erfinden und Schreiben. Und erst da komme ich mit meiner Geschichte als Geschichte zurecht. Dieses Erfinden und Schreiben, also dieser fiktive Zug der Literatur, ist es, der mich zwingt, den Namen Vopelius, der ja jetzt Rossell heißt, aufzugeben, denn ich würde, wenn ich nun die Geschichte weiter erfinde, der Familie Unrecht tun, wenn ich den gleichen Namen beibehielte. Da heißt die Familie Roselius, und ich adele sie, und da heißt sie von Roselius.

Aber jeder weiß, der die Geschichte liest, daß natürlich die Familie Vopelius gemeint ist.

Also in Sulzbach auf jeden Fall, und ich glaube im Saarland auch.

Ich habe für dieses Gespräch einen Titel gesucht und habe mir deshalb einige schöne Formulierungen von dir aufgeschrieben. Dabei ist mir aufgefallen, daß diese Formulierungen eigentlich genau dieses poetologische Programm schon ergeben, das du selber eben umrissen und skizziert hast. Also, zum Beispiel, ich lese mal so ein paar Zitate vor: „Mein Stoff ist die Erinnerung. Und die Kraft, mit Hilfe derer ich sie bewege, ist die Phantasie." „Lieber eigenes Halbdunkel der Erinnerung als fremdes, gleißendes Licht." Oder: „Ich kann nur erzählen und habe gar keine Begabung, eine Geschichte zu untersuchen, zu zergliedern, sie zu erzählen." Oder: „Weil es die Wahrheit nicht gibt, muß man sie erfinden." Darauf bezieht sich auch die nächste Frage. Diese poetologischen Reflexionen, die eine Geschichte erst konstruieren, waren ja auch ganz früh schon, in diesen frühen Texten von dir, z. B. in dem Band „Immensee" und dem Porträt von Max Bense, bereits enthalten. Drin war der Generationsprozeß, also wie generiere, wie erzeuge ich einen Text. Was nicht drin war, ist das, was üblicherweise die Belletristik, was die Fiktion einer Geschichte ausmacht, nämlich die Imagination, die Phantasie. Würdest du so weit auch gehen? Oder würdest du auch diese Bereiche von Texterzeugungprogrammen als Bestandteil von Phantasieleistung, von Imaginationsleistung definieren?

Also, wenn man an meine Anfänge als Schriftsteller denkt und das sieht, was ich heute schreibe, stellt man eine Kontinuität fest, die sich herstellt von rei-

nen Texten, die ich vor 25 Jahren geschrieben habe, die aus mathematischen Methoden entwickelt sind und die ja immer etwas von der Entstehung eines Textes selbst mit vermitteln, wie du richtig sagst. Ich habe das bestimmt 10, 15 Jahre lang getan, daß ich diese strengen Methoden zu Texten entwickelt habe, die beides gezeigt haben: die Entstehung von Text und Text selbst. Aber als dann 1971 dieses Buch „Sprechstunden für die deutsch-französische Verständigung" erschienen ist, habe ich selbst erkannt, daß ich eigentlich mit einem erzählerischen Potential, das ich plötzlich bei mir entdeckte, zu wenig getan hatte bisher. Und von diesem Zeitpunkt an wird der erzählerische Anteil an meiner Literatur immer größer und drängt – und zwar nicht plötzlich, aber immer mehr und mehr – dieses experimentelle und sehr streng methodisch nach Permutationen und sonstigen Variationsverfahren geordnete Texten zurück. Diese Entwicklung, diese stetige Kontinuität, die hat es natürlich nun mit sich gebracht, daß ich mein Interesse an Textentstehung immer wieder zum Ausdruck bringen möchte und will. Und das wird nun mehr und mehr in die erzählerischen Vorgänge eingebettet, und es ist mir sicherlich bei dieser Geschichte nach meinem Dafürhalten am besten gelungen, daß ein Ambivalent entsteht zwischen erzählter Geschichte und erzählter Poetik. Ich weiß nicht, ob das die Frage beantwortet, aber so sehe ich es in der Entwicklung.

Ich denke, der rote Faden vom frühen zum späten Harig ist der dauernde Hinweis auf die Konstruiertheit dieser Geschichten. Du bist eigentlich ein Antiillusionist –

Das kann man sagen.

– obwohl du dich ja selber schon als „Luftkutscher" und so etwas bezeichnet hast. Aber im Grunde bist du ein Antiillusionist. Du erschaffst keine literarischen Welten, wie z. B. Dostojewski, in die man eintaucht, sondern man wird im Vollzug des Lesens auf die Bedingungen der Konstruktion der Literatur immer wieder verwiesen.

So ist es. Und hier begegnet der Leser sehr häufig solchen Reflexionen von mir, daß ich sage: aufpassen, lieber Leser! Das, was jetzt kommt, das ist von mir erfunden. Er wird also gewarnt und desillusioniert, wie du richtig sagst. Wenn er es dann aber weiter verfolgt und die Geschichte liest, dann möchte er nicht glauben, daß es erfunden ist, denn es ist so erzählt, daß es eigentlich wahr sein muß, so wie es erzählt wird. Und das ist im Grunde genommen ja die Literatur in sich, an sich, in nuce, wie man sagt. Sie ist erfunden, oder, wie Günter de Bruyn in seinem Erinnerungsbuch sagt: Sie ist erlogen. Die ganze Literatur ist im Grunde genommen erstunken und erlogen, sie ist aber so…

… hinreißend …

… so hinreißend erstunken und erlogen, und man kann noch weitergehen, man kann sagen: Sie ist so raffiniert erstunken und erlogen, daß sie als wahrhaftig erscheint, wenn sie gelesen wird. Ich würde sogar sagen – nein, nicht „ich würde" – ich sage: Die Literatur erfindet die Wirklichkeit. Die Literatur erfindet auch die Wahrhaftigkeit, die es ohne die Literatur gar nicht gibt. Und wenn das Leben ein unübersichtlicher Brei ist, in dem viele Geschichten passieren, in dem Episoden und Anekdoten vorkommen, so bleiben sie in diesem Brei des Lebens ungegliedert und ungeordnet und ergeben nie eine wahrhaftige Geschichte. Man hört jemandem, der nicht gut erzählen kann, schon gar nicht zu, obwohl es wahrhaftig und das Leben ist. Erst dann, wenn es sich gliedert zu einer wirklichen Geschichte und auf eine Pointe oder auf eine Wendung hinläuft, erst dann wird es so wahrhaftig, daß man sagt: Ja, so ist das Leben.

Du hast ja in deiner Novelle auch eine Theorie erwähnt, was erzählenswerte Geschichten sind. Und du zitierst Sigmund Freud, der dazu auch etwas sagt. Kannst du noch einmal erklären, was du damit meinst, oder in welchem Punkt du dich auf Freud stützt?

Ja; Freud sagt an dieser Stelle, wo ich mich auf ihn beziehe, daß der Mensch im Grunde genommen ein sehr konventionelles Wesen ist. Etwas, was er einmal wahrgenommen, etwas, was er einmal getan, etwas, was er einmal gefühlt hat, und es war recht intensiv, und es hat ihn stark berührt – dann kommt er immer wieder auf diese Wahrnehmungen, auf diese Gefühle, auf diese Gedanken zurück. Und er möchte nicht, daß sozusagen sein Leben in Unordnung gerät, indem irgendwelche Mächte da sind, die ihn sozusagen außer sich selbst sein lassen. Und das – er nennt das „einen konventionellen Zug" – ist es, sagt er, was ihn selbst, in seiner Erkenntnis, mit den Schriftstellern und Dichtern so sehr verwandt macht, die sich ja auch auf diese immer gleiche Wiederkehr der Beschaffenheiten der menschlichen Natur berufen.

Du hast in deiner Novelle fast an einer Nebenstelle diese Bewegung erwähnt. Das ist da, wo du sagst: Ich war ausgesperrt. Du hast sozusagen von außen her dieses Geschehen, dieses Treiben der Kinder in diesem schönen Park gesehen, und du warst aber ausgesperrt. Wäre das der Freud'sche Anlaß für dein Erzählen? Nämlich ausgesperrt zu sein?

Ja, das ist sogar der in dieser Novelle notwendige Standpunkt, den ich einnehme, daß ich wirklich ein

Ausgesperrter war und nicht genügend Einblicke bekam als Kind in diese inneren Geschehnisse der Familie, in diese Geschehnisse in diesem geheimnisvollen Garten der Familie Vopelius in Sulzbach. Ich mußte sozusagen außerhalb des Zaunes stehen und konnte nur das wahrnehmen, was ich aus großer Ferne wahrgenommen habe. Was mich dann schließlich zwingt, eine Geschichte zu erfinden, nämlich die Wahrheit dieser Vorgänge herauszuoperieren und an den Kern der Geschehnisse heranzukommen aus der weiten Distanz. Und nur aus der Distanz heraus kann ich so erzählen, wie ich erzähle. Wäre ich nämlich in die Geschichte verwickelt, dann müßte ich die Geschichte auch anders erzählen. Meine autobiografischen Romane sind nie ironisch in diesem Sinne. Sie sind eher komisch, denn ich selbst bin in diese Geschichten immer mit verwickelt. Hier stehe ich außerhalb.

Dieser Begriff des Ausgesperrtseins – könntest du dir vorstellen, daß er noch eine weitere Gültigkeit hat, auch für andere Werke? Wenn ich bedenke, daß du in einer Region angefangen hast, nämlich im Saarland, das ausgesperrt war vom Literaturbetrieb in der Bundesrepublik. Es gab hier sehr starke Zensurbestimmungen, du warst in diesem Sinne auch biografisch ausgesperrt aus dem – nun ja – breiten Strom der deutschsprachigen Literatur, die ja hier im Land nicht stattgefunden hat zur Zeit von Johannes Hoffmann. Könnte auch das vielleicht ein Schreibantrieb gewesen sein, aus diesem Ausgesperrtsein, aus diesem biografischen Ausgesperrtsein, sozusagen zur Literatur zu kommen und dann unglaublich gut präsent zu sein?

Das ist eine so schön erfundene Theorie, daß ich sagen muß, sie hat sehr viel Plausibilität. Weil sie nämlich sicherlich auch in dieser Beziehung eine Wahrheit erfindet. Es ist natürlich an dieser Theorie sehr viel dran. Ich habe noch nicht darüber nachgedacht, ob es wirklich so war. Es hätte so sein können. Vielleicht ist es auch so gewesen. Auf jeden Fall: Was diese Situation betrifft, möchte ich freimütig gestehen, daß ich als junger Mann hier in dem Saarland, wie es sich konstruiert hatte in den frühen fünfziger Jahren, die Sehnsucht hatte, wieder ans Ganze angeschlossen zu werden, und zwar aus triftigen Gründen. Denn ich bin hier im Saarland einige Male konfrontiert worden mit diesen rigiden Entscheidungen, die vor allen Dingen in der Kultur gefallen sind. Du hast schon erwähnt, es ist Zensur ausgeübt worden. Es ist auch Zensur ausgeübt worden nicht nur Gustav Reglers „Amimiti" gegenüber, was ja sozusagen verboten worden ist, sondern ich selbst habe das ja auch verspürt. Ich habe damals auch für den Saarländischen Rundfunk Rezensionen geschrieben, und ich habe zu Hause noch die Typoskripte mit Zensurbemerkungen, die irgendwo im Saarland – ich weiß nicht, ob es in einer Redaktion des Saarländischen Rundfunks, oder ob es ein Redakteur außerhalb des Hauses –, es können ja auch ein ...

... Zensurredakteur ...

... Zensurredakteure – Auf jeden Fall gibt es sehr interessante Zensurbemerkungen auf Manuskripten von mir, die ich noch zuhause aufbewahre.

Welcher Art sind denn diese Eingriffe? Kannst du das kurz sagen?

Es sind am ehesten sexuelle Dinge, die hier nicht gepaßt haben. Ich habe mich in einem Manuskript über Gauguin beschäftigt mit seinen erotischen Erlebnissen in der Südsee und auch mit der Syphilis, die er hatte. Ich hatte die Krankheit genannt, und die Zensurstelle hat es geändert und hat gesagt: eine „Geschlechtskrankheit" anstatt „Syphilis". Und, was sehr interessant ist, man hat nicht gemocht, hier im Saarländischen Rundfunk Anfang der fünfziger Jahre, daß Gauguin als Katholik am Ende seines Lebens freundschaftliche Verhältnisse nur noch zu einem protestantischen Pfarrer hatte. Auch das hat man mir herausgestrichen.

Ludwig Harig, ich nehme an, du schreibst darüber in deinem nächsten Buch?

Das wird sein!

Vielen Dank.

(Leicht gekürzte Fassung eines Gesprächs, das am 18. 7. 1992 auf SR 2 Kultur in der „Bücher-Lese" gesendet wurde)

Verdrängung und Wiederkehr

Der Algerienkrieg in der französischen Gegenwartsliteratur

Von Pierre Lepape

Die französischen Fernsehzuschauer, die eine große Anzahl von amerikanischen Serien und Filmen konsumieren, sind überrascht und fast schockiert, daß dort der Vietnam-Krieg ständig Erwähnung findet. Die Erinnerung an den Krieg ist überall präsent: in den Alpträumen der Ehemänner und Söhne, in den wilden oder asozialen Verhaltensweisen derjenigen, die zurückgekommen sind, in den Tränen der Witwen und den Neurosen der Waisen. Der Krieg wird beschworen in der Darstellung einer verlogenen, hinterlistigen und erbarmungslosen Regierung und unfähiger und grausamer Generäle. Man bringt auf Mord abgerichtete Killer ins Bild und Ingenieure, die Instrumente zur Zerstörung von Mensch und Natur entwickeln.

Und da stimmt jeder Franzose, zu welcher politischen Richtung er sich auch bekennen mag, ein Loblied auf eine solche Nation an, die die Fähigkeit besitzt, so unmittelbar den Blick auf die Realität ihrer Vergangenheit zu richten, ihre Traumata und Spaltungen zu inszenieren, in sich selbst die Verantwortlichen für ihre moralische und politische Krise zu suchen. Man kann sogar sagen, daß dieser zähe Wille, die schmerzendsten Wunden wieder aufzureißen und aufzuwühlen, fast zu schön ist, um nicht ein bißchen suspekt zu erscheinen.

Vergleicht man nämlich die Haltung der amerikanischen Kunstschaffenden (Filmemacher, Schriftsteller, Journalisten, Maler) zum Vietnam-Krieg mit der ihrer französischen Kollegen zum Algerienkrieg, beobachtet man zwei völlig konträre Arten, mit der Geschichte und dem Erinnerungsvermögen der Gesellschaft umzugehen.

An dieser Stelle soll nur die Literatur untersucht werden. Es wäre gewiß falsch zu behaupten, der Algerienkrieg hätte nicht die geringste Spur im Schaffen der französischen Schriftsteller hinterlassen. Dennoch besteht ein frappierender Unterschied zwischen den Werken, die während dieses Krieges geschaffen wurden und die von der Unmittelbarkeit des Geschehens und dem Bedürfnis zu handeln geprägt sind, und den Schriften, die im Nachhinein entstanden sind. Letztere gründen auf der Reflexion, dem Vorgang des Erinnerns und der unentbehrlichen Zeremonie des Trauerns, ohne die weder das Individuum noch ganze Nationen die Tragödien ihrer Vergangenheit überwinden können.

Während des Krieges gab es viele ausgezeichnete Bücher über den Algerienkonflikt. Ich werde hier nicht auf das Engagement der französischen Intellektuellen eingehen, über das François Sirinelli in seinem Buch „Intellectuels et passions françaises" schrieb, es sei in seinen politischen Seiten ein wahrer Krieg der Petitionen und Manifeste gewesen. Das Milieu der französischen Intellektuellen war gespalten: Einige lehnten den Krieg radikal ab, andere wollten ihn mit gesetzlichen Mitteln bekämpfen, und wieder andere setzten sich für ein französisches Algerien ein. Dennoch ist die publizistische Tätigkeit, die aus diesem unmittelbaren Engagement hervorging, nicht dessen einziger literarischer Ausdruck. Mindestens fünf Verlage ermöglichten die Herausgabe von Texten, die den Algerienkonflikt und seine Folgen für das politische und kulturelle Leben Frankreichs als zentrales Thema hatten. Die radikalen wurden von der Editions de Minuit und François Maspéro verlegt, die legalistischen Gegner des Krieges von Julliard (der auch die Temps modernes von Sartre und die Lettres nouvelles von Nadeau herausgab, die beide für die Unabhängigkeit Algeriens kämpften), und die Verfechter eines französischen Algeriens erschienen bei La Table ronde und Les Presses de la Cité.

Die meisten Bücher, die zu dieser Zeit veröffentlicht wurden, gehörten eher als zur Gattung der literarischen Fiktion zum Genre des Erlebnisberichts, der Reportage, der historischen oder soziologischen Analyse oder einfach des Pamphlets. Fast alle bedeutenden Schriftsteller, die sich in die Debatte damals einmischten, zogen die Diskussion oder den Erlebnisbericht mit seiner emotionalen Wirkung den fiktionalen Werken vor, obwohl diese beim französischen Lesepublikum, das Romane über alles liebt, ein hohes Ansehen genießen. Allem Anschein nach scheuten die bedeutenden französischen Schriftsteller vor den Kunstgriffen der Fiktion und der Maskierung durch das Romanhafte zurück, weil sie von der tiefen Bedeutung der Tragödie überzeugt waren, die sich auf der anderen Seite des Mittelmeeres abspielte. Dabei sind zwischen 1954 und 1962 bedeutende fiktionale Werke entstanden: Aragon, „Le roman inachevé" (1956) und „La semaine sainte" (Die Karwoche, 1958); Camus, der mehr als jeder andere von der Tragödie in Algerien zerrissen war, „La chute" (Der Fall, 1956) und „Caligula" (1958); Mauriac, „L'agneau" (Das Lamm, 1954) und „Le pain vivant" (Das Brot des Lebens, 1956); Sartre, „Les séquestrés d'Altona" (Die Eingeschlossenen von Altona, 1960); Sarraute, „Portrait d'un inconnu" (Portrait eines Unbekannten, 1956) und „Le planétarium" (Das Planetarium, 1959). Alle diese Autoren waren bedeutende, „politisch engagierte"Künstler. Dennoch wird der Algerienkrieg in ihren Werken nicht thematisiert.

Auch wenn es ihnen an literarischem Talent nicht fehlte, konnten die Autoren, die damals Romane über Algerien veröffentlichten, nicht hoffen, daß diese die öffentliche Meinung bedeutend prägen würden, einfach weil sie als Schriftsteller zu wenig bekannt waren. Gemeint sind hier Maurice Pons (Le passager de la nuit – Passagier bei Nacht, 1960), Daniel Anselme (La Permission, 1957), Claude Faux, der Sekretär von Sartre (Le Réseau, 1960), und sogar Roger Ikor (Les murmures de la guerre, 1961) und André Stil (Le Foudroyage – Die gleiche Chance, 1960).

Diese Liste der während des Krieges erschienenen Romane über den Krieg könnte man noch um gut zwanzig Titel erweitern. Sie reichen vom propagandistischen Roman für den Verbleib Algeriens bei Frankreich (Jean Brune: Cette haine qui ressemble de l'amour, 1961) bis zu einem Roman, der die Greueltaten der französischen Armee denunzierte und deshalb von der Zensur verboten wurde (Benoist Rey, Les Egorgeurs, 1961). Dies ändert aber kaum etwas an dem Gesamtbild: Entweder war keiner dieser Romane stark genug – in sich oder durch seine Symbolkraft -, um sich dem Gedächtnis einzuprägen, oder die große Masse der Leser lehnte die Aussagen der Schriftsteller ab, worin sie die zumeist überaus vorsichtige, sogenannte „Informationspresse" bestärkte. Wir dürfen nicht vergessen, daß Frankreich in dieser Zeit, die von einer extremen politischen Spannung gekennzeichnet war – es fanden ein Militärputsch und ein Machtwechsel statt -, gerade von der vehementesten Ablehnungswelle gegenüber den Intellektuellen überrollt wurde, die es seit dem Vichy-Regime gegeben hatte. Die Aussagen der Schriftsteller wurden meistens als „unqualifiziert" dargestellt, weil sie angeblich die Wirklichkeit verkannten: Den Franzosen, deren Söhne „um die Wiederherstellung des Friedens" kämpften, wurde der Schriftsteller als Pariser Genießertyp dargestellt, der zwischen zwei Cocktailparties einen Text fabrizierte, der die Feinde des Landes in ein günstiges Licht rückte. Zwar teilten nicht alle diese Ansicht, und vor allem immer weniger, je weiter der Krieg voranschritt und die Unabhängigkeit Algeriens unvermeidlich erschien. Jedoch prägte dieses Bild des Intellektuellen, des Schriftstellers als Frankreich-Feind dauerhaft die unreflektierte Meinung der Mehrheit.

Nach der Unabhängigkeitserklärung Algeriens 1961 änderte sich vieles spürbar. Paradoxerweise rückte Algerien den Franzosen dadurch näher, daß es nun nicht mehr zu Frankreich gehörte; unter anderem, weil eine Million „pieds-noirs", d. h. Algerienfranzosen, über das Mittelmeer kamen, um sich in die französische Gesellschaft zu integrieren, die den meisten von ihnen unbekannt war. Auf einmal war Algerien für die große Mehrheit der „Festlandfranzosen" mehr als nur eine Erzählung, die zwar dramatisch und leidenschaftlich war, aber die letztendlich doch in einer allzu fernen Region spielte, um zu einer faßbaren Wirklichkeit zu werden: Nun gab es neue Nachbarn auf dem gleichen Stockwerk, die in den Wirren der Geschichte alles verloren hatten. Frankreich, das im Dekolonisierungsprozeß in Algerien versagt hatte, schuf sich nun seinen eigenen Roman aus der erfolgreichen Integration seiner „pied-noirs". Der Algerienkrieg wurde aus dem Kurzzeitgedächtnis gelöscht, um in seine weit zurückliegende, lange Vorgeschichte wieder eingebettet zu werden: in die Geschichte der Siedlerfamilien des 19. Jahrhunderts, die Urbarmachung des Landes, das bereichernde Zusammenleben mit den moslemischen Algeriern, die Spannungen, der Zusammenprall der Kulturen und die kulturelle Integration, die rassistischen Erscheinungen, die Verbrüderungen und als letztes die Tragödie. Der Roman war ein zu starker, zu direkter Schlag für eine schon traumatisierte öffentliche Meinung. Die großangelegte historische Schilderung, die große Familiensaga, das Langzeitgedächtnis erlaubten es, die unmittelbare Schuld, die Greueltaten des Krieges fernzuhalten und zu verwischen. Die Historisierung bedeutet zwar nicht das Ende der Auseinandersetzungen und der Antagonismen, aber sie verlieh ihnen einen wissenschaftlichen, abgeklärten Charakter. Dies erklärt wahrscheinlich den Erfolg von Romanen wie Les Oliviers de la Justice von Jean Pélégri, Les chevaux du soleil – Sonnenpferde (in 6 Bänden) von Jules Roy, Au pays de mes racines – Die Reise nach Algerien oder Im Garten meiner Kindheit von Marie Cardinal oder – für die andere Seite – Elise ou la vrai vie, ein Roman, der den Literaturpreis „Prix Fémina" 1967 erhielt und in dem die Autorin ihr Leben mit einem FLN-Kämpfer beschrieb.

Im Kontrast dazu steht der mangelnde Erfolg der Bücher, die von den heimgekehrten Soldaten geschrieben wurden, und der Werke, in denen Schriftsteller die Geschichten dieser Soldaten verarbeitet haben. Diese Schriften sind dennoch zahlreich, manche unter ihnen von hohem literarischem Wert, wie Les serpents von Pierre Bourgeade, La Bréhaigne von Albert Bensoussan, Piton Bleu von Jean-Claude Deray, oder auf der Seite der Gegner der Unabhängigkeit und der Befürworter der OAS, Jésus et ses apôtres

von Camille Gilles oder Chaque hommes est son drapeau von Pierre Lantenac. Diese Bücher sind allem Anschein nach aus der literarischen Landschaft gestrichen worden, weil sie auf das Kurzzeitgedächtnis aufbauten, das aber ja gerade nicht funktionieren wollte.

Erst in den allerletzten Jahren, als so viel Zeit verstrichen war, daß die Generation der Kämpfer von der Generation der Söhne abgelöst wurde, ist der Algerienkrieg wirklich ein Bestandteil des nationalen Gedächtnisses geworden. Dies geschah durch die Literatur, durch die Bücher von Alain Vircondelet, die von seiner Jugendzeit in Algerien handeln, und Didier Daeninckx, der in einem „roman noir" mit dem Titel Meurtres pour mémoire (Karteileichen) genau analysiert, wie so ein öffentliches Ereignis wie die Ermordung von Hunderten von Algeriern durch die französische Polizei, die im Oktober 1961 mitten in Paris stattfand, von der damaligen Regierung, von einer angeblich „freien" Presse und vor allem von einer öffentlichen Meinung, die nichts hören wollte, totgeschwiegen wurde. Dieses Buch, aber auch „Tombeau pour 500.000 soldats" von Pierre Guyotat (dieses Werk, in dem ja die reine Gewalt dominiert, stellt unter anderem die Frage, ob der Terror nicht zwangsläufig zu einer Perversion der Erinnerung führt, die nur von der Literatur in ihrem brutalsten Verständnis gelöst werden kann), sowie „Sous dix couches de ténèbres" von Jean-Pierre Millecam, ein ebenso apokalyptisches Buch, sind wahrscheinlich zur Zeit die einzigen Werke, die über das Unbehagen, über die romanhafte Dramatisierung hinausgehen und die Franzosen vor tiefgehende Fragen über diesen Krieg stellen, in dem sie die Täter waren, obwohl sie weiterhin glauben, daß sie nur Zeugen waren.

Heute fängt der Algerienkrieg an, in die Geschichte einzugehen. Zahlreiche Kolloquien, Ausstellungen, Debatten mit Spezialisten werden diesem Thema gewidmet. Die Wissenschaftler an den Universitäten stellen sogar lange Überlegungen an über die Verzerrung des nationalen Gedächtnisses und über die Pathologie des Nichtwissens, die offenbar geworden sind. Man kann sich an folgende Diagnose halten: ein immens schlechtes Gewissen, verursacht durch ein kollektives Trauma, eine die ganze Nation umfassende Neurose, die sich darin zeigt, daß man die Wirklichkeit leugnet und sich weigert, gewisse Dinge in sein Bewußtsein gelangen zu lassen. Jede störende Aussage wird sofort zensiert und aus der Ebene des rational Faßbaren verbannt.

Man kann auch eine andere Perspektive einnehmen und dieses Phänomen als eine der besonders schlechten und paradoxen Nebenwirkungen einer typisch französischen Leidenschaft ansehen: der Leidenschaft für die Geschichte. Anhand der Zweihundertjahrfeiern der Französischen Revolution wurde deutlich, daß Frankreich ein Land ist, das von der Erinnerung an seine Geschichte gefühlsmäßig außerordentlich stark beherrscht ist. Man kann in einem solchen Land heute immer noch für oder wider Ludwig den Vierzehnten, Robespierre, Adolphe Thiers oder Jean Jaures streiten und dabei der tiefen Überzeugung sein, dies seien Diskussionen von höchster Aktualität. Die Erinnerung an den Algerienkrieg fängt jetzt, dreißig Jahre nach seinem Ende, zu leben an, und dies, weil man endlich aus diesem Konflikt ein schönes historisches Objekt machen kann, das man gleichzeitig wissenschaftlich erfassen kann und das man in dem ewigen, immer wieder aufflammenden, sowohl mythologischen als auch realen Kampf zwischen der Rechten und der Linken, dem Konservatismus und dem Fortschritt einbringen kann. Die Schwierigkeit, den Algerienkrieg ins nationale Bewußtsein zu integrieren, lag darin, daß dieser Krieg nicht so einfach als Mythos für beide Seiten fruchtbar gemacht werden konnte. Und dies konnte deshalb nicht geschehen, weil die große Mehrheit der Franzosen, gleich welcher politischen Richtung sie auch angehörte, irgendwann die Auslösung und die Eskalation dieses Krieges gebilligt hat.

Aus dem Französischen von Cathérine Bastien

Abenteuer

Abenteuer: So heißt die neue Rubrik, mit der die Saarbrücker Hefte künftig ihren Lesern atemberaubende Spannung bieten werden. Heft für Heft werden verschiedene Autoren unerhörte Begebenheiten erzählen. Ganz so, wie sie sie selbst erlebt haben. Authentisch, nicht erfunden. Von keinem Film und von keinem Schmöker vorweggenommen, kein Bungee-Jumping oder Free-Climbing oder wie die vorgestanzten Produkte der Abenteuerindustrie sonst heißen mögen.
Und ohne Helmpflicht. Denn es geht um Abenteuer, die sich im Kopf abspielen. Und/oder im Herzen. Oder tiefer. Aha-Erlebnisse etwa, der Augenblick, wo es „plopp!" macht und trotz dieses banalen Geräusches eine bemerkenswerte Einsicht sich einstellt. Oder das Gefühl beim Hören dieser Musik, jenes Instruments. Das ungläubige Staunen, daß es die Akropolis wirklich gibt. Eine Reflexion über Landschaft und Befindlichkeit. Die Entdeckung eines Autors, der Verlust einer Liebe, die Geschichte einer Untreue („Ein Mann zwischen zwei Philosophien. Wie wird er sich entscheiden?"). Oder was sonst sich im subkutanen fantasy land so abspielt.

Maroussi

Emil Schumachers Gemälde von 1980 in der Modernen Galerie, Saarbrücken

Von Uwe Loebens

Der Geruch der Steine: Steine faszinieren mich, weniger bizarre Felsformationen, eher die Kraft, die zu den Schichtungen der Gebirge führte, am stärksten jedoch bearbeitete Steine, denen die Verwitterung ein zweites Gesicht der Zeit einschleift. Mehr die Ahnung in der archaischen Skulptur als die siegesgewisse Vollendung im klassischen Marmor, mehr die Gestaltung durch die Kraft des Wollens als durch das souveräne Spiel selbstbewußten Vermögens. Die Volumen der Steine, die sich umfassen, die Narben, die sich ertasten lassen, die schweigsame Verletzlichkeit ihrer Haut, die in nicht faßbaren Zeiträumen nur noch das Fragment der Volumen umhüllt, Spur einer Spur. Steine, die ihre Geschichte haben und einen Geruch, den zu riechen es mich immer wieder in archäologische Museen zieht. Moder, Staub, Feuchtigkeit. Ein Geruch, wie er in den Kirchen der Romanik und Gotik hängt und sich vermischt mit der für mich jedesmal erstaunlichen Energie, die einem windigen Jenseitsversprechen Steinmassive türmt.

Ruinenromantik: Es schoß urplötzlich ein Glücksgefühl durch mich, als ich vor Jahren mit Freunden an einem regnerischen Apriltag das Forum Romanum in Rom betrat, das wie allein für uns ausgebreitet dalag. In der Ferne bewegten sich vereinzelte Gestalten winzig und verloren zwischen den Trümmern. Die Geschichte, aus Büchern und der leidigen Schule bekannt, wurde für mich begehbar und somit wirklich. Ich trat in ihre Welt ein und in eine mythologische Sphäre.

Ein Bild aus Vieler Hand: Im hessischen Friedberg, wo ich ein Jahr lebte, gab es eine besondere Wand in der Burg neben der Pforte zum Burggarten. Schüler gravierten dort, zum Zeichen, daß sie dagewesen waren und in der Hoffnung auf Dauer, ihre Namen ein, Sprüche, Figuren. Manches wurde unkenntlich, überlagert von späteren Gravuren. Zonen starker Verdichtungen, Zonen davondrängender Markierungen, die sich zu einem Bild fügten. Ein eigensinniges Bild, immer in Bewegung.

Eine andere Stadt: Die Stürme, die zu Beginn des Jahres 1990 über das Land fegten und die Wälder verheerten, zauberten neue Bilder in die Stadt. Jede Ecke eine Überraschung. Plakatwände mit Fetzen abgerissener Werbung, immer anders komponiert, hier und da noch zu erkennen, für was geworben wurde. Bilder hinter den Bildern, verstellte Durchblicke, nackt. Eine enthüllte Stadt war zu entdecken.

Der Erde näher als den Sternen: Sagt Emil Schumacher über sich. Man weiß von ihm, daß Zerstörung in seinem Arbeitsprozeß ein wichtiges, gestaltbildendes Element darstellt. Es heißt, daß er gelegentlich mit dem Hammer auf seine Bilder los-

geht. Oder sie einfach umdreht, um auf der Rückseite weiterzumalen. Stets in Bewegung. Es soll vorkommen, sagt man, daß er Bilder, die schon für Ausstellungen bereitstehen, noch einmal übermalt. Seine Staffelei sieht aus wie eine Krateröffnung vor der Eruption.

„Maroussi": Ein Stück Fels, reich geäderter Buntsandstein könnte es sein, mit vegetativen Einschlüssen. Ockertonig im oberen Teil, dunkles Braun im unteren. Zwei wuchtige Linien, in der Vertikalen mit der Spachtel auf den Untergrund gesetzt, so zwingend, daß der an einigen Stellen bloßgelegt ist mit krustigen Rändern reiner Farbmasse. Fast ein Bogen. Dagegen zwei schräge Horizontalen. Um sie herum gruppiert harte Flächen Weiß. Die Farbebenen zeigen Narben, Einschlüsse von giftigem Grün, Blau. Manchmal sehe ich Andeutungen von Violett und finde sie dann nicht wieder. Ein Gemälde, das man mit Augen erwandern kann, abtasten entlang der Arbeitsspuren. Das harte Schwarz-Weiß, die Sinnlichkeit des in die Farbe eingemischten Sandes und sein Gegenspieler Grün, die Linien wie zerbrochene Schrift, erinnern mich an Höhlenmalerei, die man zu verstehen glaubt, ohne ihre Geschichte zu kennen. Zyklopen fallen mir ein, ihr schweres Gemüt. In dieser mythischen Atmosphäre treffe ich mich mit dem Bild, nicht immer im gleichen Herztakt, aber ohne Maskeraden.

Ob uns das gefällt?

Über die fällige Neudefinition des Begriffes Underground (1)

Von Sokrates Evangelidis

Nimmt man das Lexikon zur Hand, wie man es in Situationen semantischer Ratlosigkeit gerne tut, und schlägt den Begriff „Underground" nach, so liest man folgendes: „Underground, der: die zeitgenössischen politischen und künstlerischen Protestbewegungen gegen den 'bürgerlichen Kulturbetrieb'." (Der Neue Brockhaus, 1975) Nun ist die Frage, ob es einen solchen Underground überhaupt noch gibt. Untrennbar verbunden mit dem Begriff ist die Einordnung in das linke, kritische Spektrum. Der Begriff des Undergrounds legt in musikalischer Hinsicht Assoziationen nahe wie die „Fugs", Zappas „Mothers of Invention" oder, bescheidener gefaßt, doch mit Lokalbezug: „Captain Sperrmüll" und „Sprühfix" aus dem Saarland.

Die beiden erstgenannten Gruppen waren gegen Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre aktiv, die beiden letztgenannten bis in die achtziger hinein.

Machen wir uns doch einmal an die Analyse, was Underground-Gruppen verbindet. Wie aus dem Zitat schon hervorgeht, ist es die Protesthaltung. Nur gegen den bürgerlichen Kulturbetrieb? Keineswegs! Es ging damals in starkem Maße auch um gesellschaftliche Themen, um die Lebenshaltung, die von der Elterngeneration vorexerziert, von der Jugend jedoch in Frage gestellt wurde. Dabei war es oft das politische Tagesgeschehen, das kommentiert wurde. Es ging, außer im Falle Frank Zappa, auch weniger um die Güte der Musik, sondern um den Transport agitatorischer Inhalte. Es war eine ganze Lebenshaltung, die hier popularisiert werden sollte.

Wie muß ein Umfeld beschaffen sein, damit sich eine Subkultur bilden kann? Es muß eine Grundmenge an etablierten Werten geben, die sich durch alle Lebensbereiche ziehen und von vielen Jugendlichen nicht geteilt werden. Ausgangs der sechziger Jahre war es klar: Es gab ein reaktionäres Umfeld zu Hause. Viele Jugendliche, die sich durch die SPD repräsentiert gefühlt hatten, waren durch die Große Koalition vor den Kopf gestoßen und verlegten die

Opposition aus den Parlamenten in die Hochschulen und auf die Straßen. Es war die Ohnmacht gegenüber der Elterngeneration, die zu einem breiten Schulterschluß führte – ein Anrennen gegen die Umstände. Auch aus dem jugendlichen Drang zur Selbsterkenntnis durch Ausschluß heraus.

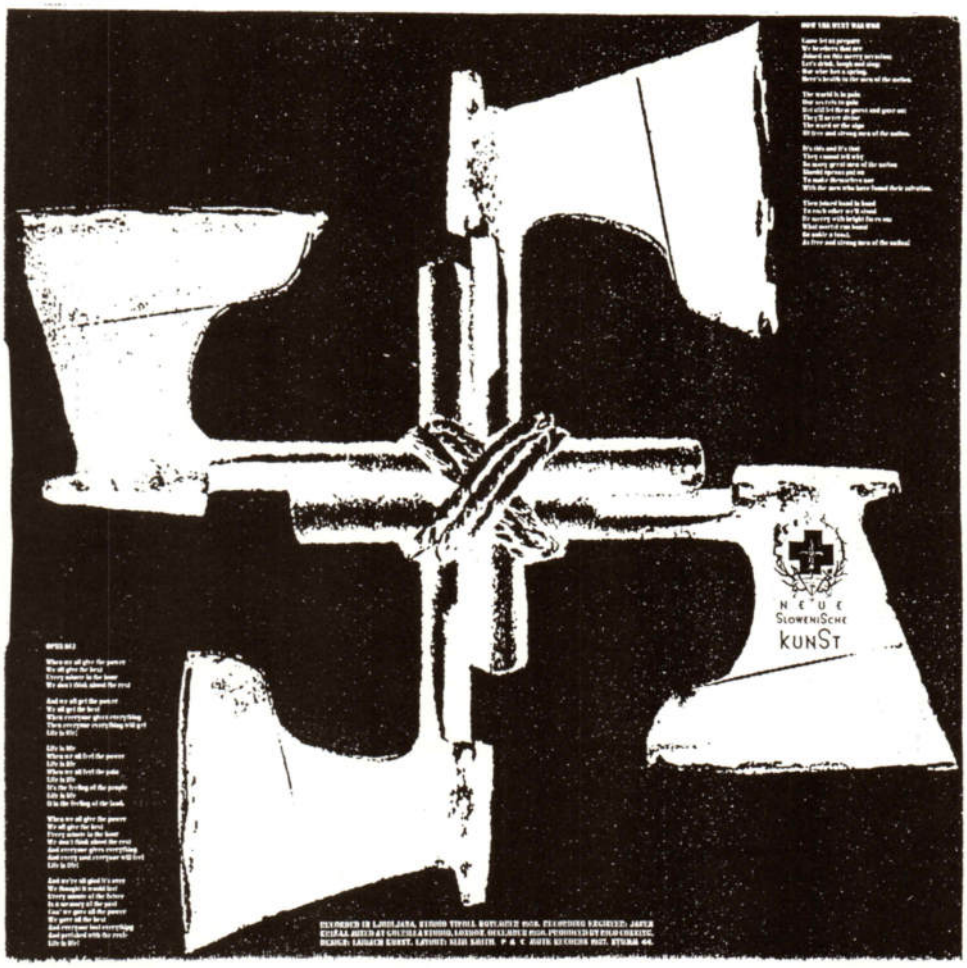
Auch Ende der siebziger Jahre gab es starke Repression durch den Staat, der – getrieben von der Häufung terroristischer Aktivitäten – Grundrechte einschränkte und auf Demonstrationen seine Präsenz demonstrierte. Auch in dieser Zeit konnte sich eine starke Subkultur, ein Untergrund, bilden, in dem ein reges kulturelles Leben herrschte. Einerseits in Form der Liedermacher, die damals doch recht gut leben konnten, andererseits in der Form von Politrockbands wie den eingangs genannten Captain Sperrmüll und dem Rocktheater „Sprühfix", dem der Autor selbst angehörte. Die Saat dieser Zeit ging vollends auf in der Friedens- und Anti-Atomkraftbewegung. Es gab viele Konzerte in der damaligen Zeit. Sehr oft fanden sie in den selbstverwalteten Jugendzentren statt. In Saarbrücken zum Beispiel im JuZ Försterstraße. Sie hatten übrigens sehr oft die gleiche Form: erst gab's 'ne Rede und dann die Musik. Zwischendrin mitunter Solidaritätsadressen und agitatorische Aufrufe. Doch die marktwirtschaftliche Orientierung unseres Systems und der Pluralismus, den man wohl erst zu schätzen weiß, wenn man Beispiele von Staaten erlebt hat, die ohne ihn auszukommen glaubten, führten zu einer Einbeziehung der Werte dieser Zeit in das allgemein anerkannte Kulturgut. Nehmen wir zum Beispiel die freien Theater. Es gibt in Saarbrücken keines mehr, das nicht in irgendeiner Form aus öffentlichen Geldern bezuschußt wird. Die Liedermacher wurden in einer riesigen Schwemme von den großen Plattenfirmen auf den Markt gebracht und verloren schließlich ihre ökonomische Existenzberechtigung. Das Publikum hatte sich an ihnen überhört. Konzerte liefen nicht mehr, ihre Platten wurden nicht mehr gekauft. Ende der Geschichte. Zur gleichen Zeit war die kritische 68er-Generation auf dem Weg durch die Institutionen an Schlüsselpositionen gelangt und selbst zu einer Elterngeneration geworden.

Sie selbst repräsentieren nun, heute, den 'bürgerlichen Kulturbetrieb', gegen den sie einst, durchaus erfolgreich, opponierten. Den Underground im eingangs erwähnten Sinne gibt es nicht mehr. Und doch, behaupte ich, gibt es einen Underground.

Womit kann ein Jugendlicher denn heute seine liberalen, aufgeklärten Eltern schockieren? Durch lange Haare? Gewiß nicht. Welche Meinungen führen zu regem Widerspruch? Täten es, so sie sich nicht überlebt hätten, linke Auffassungen? Doch wohl in den wenigsten Fällen. Ein Ausweg schien der Punk zu sein. Doch Punk beschränkte sich lediglich auf eine allgemein negative, Alternativen-freie Haltung.

Ausweglosigkeit mögen die wenigsten Menschen. Und so war der Punk zwar eine Subkultur, doch blieb eine breitere Sympathie mit dieser Bewegung eher oberflächlich und auf die Musik beschränkt. Auch der Punk wurde ökonomisch vereinnahmt und

verschwand schließlich, ging auf im New Wave, der salonfähiger war und sich schließlich ganz und gar zum Pop wandelte. Dann kam das große Vakuum der achtziger Jahre. Die Anti-Atomkraft- und Friedensbewegung hatten in den Grünen ihre parlamentarische Fortsetzung gefunden und sich somit dem System eingegliedert. Eine Subkultur konnte in diesen Reihen nicht mehr entstehen. Eine Ent-Politisierung der Jugend war beobachtbar, der Begriff des Yuppies entstand. Natürlich entsprach das Wertesystem der Yuppies nicht dem ihrer Eltern, doch stellte es auch keinen Widerspruch zu diesen dar. Erst jetzt, mit der deutschen Wiedervereinigung, ist eine neue Subkultur beobachtbar. Und diese kommt nicht von links, davon haben die Jugendlichen im Osten Deutschlands genug, sondern von rechts. Wir haben formal eine vergleichbare Situation, wie wir sie 1968 vorgefunden haben. In der DDR wurde die Freundschaft mit anderen Völkern propagiert – ein Wert, den es auch im Westen gibt, der hier jedoch auch tatsächlich vorhanden ist, da viele Jugendliche im Westen, sei es durch Urlaubsreisen, sei es durch Schüleraustausch, Kontakt bekommen zu Menschen anderer Nationalitäten. Im Osten Deutschlands war dies anders. Ausländer wurden dort ghettoisiert, der Umgang mit ihnen nicht spielerisch und durch das tägliche Leben erlernt. Opposition gegen Werte des Staates, in dem sich die Jugendlichen der Ex-DDR unversehens wiedergefunden haben, bedeutet auch eine Opposition gegen die Palette bürgerlicher Wer-



Plattencover der Gruppe LAIBACH. Textauszug: „Ein Fleisch, ein Blut, ein wahrer Glaube. Eine Rasse und ein Traum, ein starker Wille."

te, die sie nun vorfinden. Der neue Underground ist rechtsaußen.

Wie sollen wir mit ihm umgehen, wenn er sich auch als West-Problem herausstellt? Grausam sich vorzustellen, daß Gruppen wie „Endlösung" oder „Laibach" von den großen Plattenfirmen unter Vertrag genommen werden könnten und diese Musik mit ihren menschenverachtenden Texten täglich im Radio gespielt werden könnte. Das Schlimmste ist jedoch, daß jedes Zusammenzucken angesichts der Unmenschlichkeit als Beleg dafür interpretiert werden könnte, auf dem richtigen Weg zu sein, denn schließlich geht es den Jugendlichen um eine Abgrenzung gegen die Elterngeneration. Da im Saarland alles etwas langsamer geschieht als im Rest Deutschlands, werden wir mit einem wachen Blick ins „Reich" auch einen Blick in unsere Zukunft tun können.

(1) Im nächsten Heft erscheint der zweite Teil dieses Beitrags, in dem über rechtsradikale Rock-Bands im saarländischen Raum berichtet wird.

Eine schlechte Geschichte

Wolfgang Stauch: Eine schlechte Geschichte, edition suhrkamp, Frankfurt/M. 1992.

Die Ziele, die Autoren beim Schreiben ihrer Texte verfolgen, können sehr unterschiedlich sein. Den einen kommt es mehr auf das Geschichtenerzählen an, auf die Vermittlung einer starken Handlung, die den Leser mit überraschenden Ereignissen fesseln soll; für andere steht die Konstruktion eines besonderen formalen Rahmens oder eines bestimmten Sprachstils im Vordergrund, der auf einer eher intellektuellen Ebene den Reiz des Textes ausmacht. Autoren entscheiden sich meist für eine dieser beiden Möglichkeiten. Nur selten gelingt es ihnen, beides zu vereinigen und sich auf der stilistischen und formalen Ebene ebenso sicher zu bewegen wie in der Geschichte selbst.

Der vierundzwanzigjährige, in Saarbrücken lebende Wolfgang Stauch ist eine dieser Ausnahmen. Sein erster, in der edition suhrkamp erschienener Roman „Eine schlechte Geschichte" beweist dies auf eindrucksvolle Weise.

Die Ausgangssituation des Romans ist vergleichsweise einfach. Fünf Bewohner eines kleinen Ortes – der Bürgermeister, der Pfarrer, der Bestattungsunternehmer, der Schreiner und eine nicht näher bezeichnete Frau – treffen sich, um sich mit dem Erzählen von Geschichten die Zeit zu vertreiben. Warum sie sich gerade diese Beschäftigung ausgesucht haben, bleibt unklar, das pure Vergnügen am Erfinden von Geschichten scheint sie zusammengebracht zu haben, das gleiche Vergnügen, das den Autor dazu veranlaßt hat, seine Figuren zu erschaffen.

Nach anfänglichen Differenzen über den Ablauf des Abends einigen sie sich darauf, eine Kriminalgeschichte zu erfinden, in deren Mittelpunkt ein ermordeter Landstreicher stehen soll. Die Frage lautet: wer ist der Mörder? Im Losverfahren wird der erste Erzähler bestimmt. Es ist der Bestattungsunternehmer, der – wie später auch die anderen – aus der Sicht des Ermordeten solange berichten darf, bis ihm nichts mehr einfällt.

Die Geschichte, die der Bestattungsunternehmer erzählt, beginnt in der Kindheit des zukünftigen Landstreichers. Sie handelt von einem aufgeweckten Jungen, der entdeckt, daß seine Mutter mit den wichtigsten Männern des Ortes schläft und dafür Geld und Lebensmittel erhält. Der Junge beginnt, die Männer, zu denen auch der örtliche Pfarrer gehört, zu erpressen. Um dem Pfarrer jedoch seinen Spaß nicht zu verderben, hält er sich in seinem Fall an dessen Haushälterin, die anstandslos den Forderungen des Jungen nachkommt. Als der Pfarrer nach einer anstrengenden Wanderung in einer abgelegenen Scheune an einem Herzinfarkt stirbt, wird der Junge von der Haushälterin verdächtigt, etwas mit dem Tod des Geistlichen zu tun zu haben. Doch die Möglichkeit, die Haushälterin könne den Jungen töten, wird von den anderen abgelehnt – der Landstreicher soll erst als Erwachsener sterben.

Auf diese Weise erzählt jede der fünf Figuren ihre Lebens- und Sterbegeschichte. Da jedoch jede Version mit der vorhergehenden so gut wie nichts zu tun hat, gibt es am Ende zwar eine Reihe potentieller Täter, überführt ist jedoch keiner. Man entschließt sich, alle Varianten noch einmal durchzugehen, diesmal jedoch nicht aus der Sicht des Opfers, sondern aus der eines unbeteiligten Dritten, der – wenn möglich – als Zeuge fungieren und den wahren Täter überführen soll. Ein Versuch, der ebenfalls scheitert.

Die Geschichten, die Wolfgang Stauch seine Figuren erzählen läßt, sind spannend, psychologisch dicht geschrieben; und sie berichten jede für sich eine skurrile, geradezu phantastische Episode. Formal werden sie von der Situation im Wohnzimmer zusammengehalten, deren Dynamik, wie auch die der Geschichten selbst, von den Charakteren der fünf Erzähler bestimmt wird. Sie kommen sich ständig in die Quere, kommentieren die gerade erzählte Geschichte, ärgern sich

gegenseitig mit bissigen Bemerkungen und streiten sich über die dramatischen Probleme, in die sie mit ihren manchmal nicht sehr durchdachten Geschichten geraten sind. In diesen Passagen ist Wolfgang Stauchs Roman ausgesprochen komödiantisch, auch sprühen sie vor skurrilen Einfällen, die es einem leicht machen, diesen Text, der in seinen einhundertfünfzig Seiten keinen einzigen Absatz aufweist, zu lesen.

Wolfgang Stauchs „Eine schlechte Geschichte" ist fast schon zu gut für einen Autor seines Alters, zu perfekt, und so ist die Hoffnung auf einen zweiten Roman gepaart mit der Befürchtung, Stauch könne das von ihm selbst geschaffene hohe Niveau nicht halten. Ist er jedoch dazu in der Lage, muß er mit Recht zu einer der neuen interessanten Begabungen gezählt werden.

Erhard Schmied

Mit unbewaffnetem Auge

Hans Arnfrid Astel: Wohin der Hase läuft. Epigramme und ein Vortrag. Mit einem Essay von Hubert Fichte, Forum Verlag Leipzig 1992, 124 S., 24,80 DM

Zusammen mit Arnfrid Astels Gedichtauswahl erreichte mich Helmut Salzingers Bericht „Der Gärtner im Dschungel", ein originelles, praktische Erfahrung mit kulturkritischer Reflexion verbindendes Gartenbuch, geschrieben im kontemplativen Geist Astels, der sich freilich schweißtreibender Landarbeit auf einem halben Hektar Boden im Weser-Elbe-Dreieck kaum aussetzen würde. Doch auch für Salzinger, den Dichter und (Benjamin-)Forscher, erfindungsreichen Zeitschriften-Editor und Head-Farm-Betreiber, ist der Garten nicht nur „Lebensraum für allerlei Pflanzen und Wesen", sondern vor allem „Meditationsraum für mich, der ich ihn anschaue." Und zwar schaut er mit ebenso „unbewaffnetem Auge" auf das Gewimmel der Blattläuse wie Astels Großvater auf seine Landschaftsmotive, worüber der Enkel berichtet: *„Mein Großvater / sieht durch die Faust. / Mit unbewaffnetem Auge / holt er sich, was er braucht, / heraus aus seiner Umgebung."*

Eine gewisse Distanz zu den Aufgeregtheiten der Welt ist unverkennbar, egal ob der Abstand nun durch das Medium der Faust, des Fernrohrs oder der Schrift hergestellt wird. Man bevorzugt jedenfalls nicht die Haltung dessen, der blind die Erde durchwühlt oder sich naiv in gesellschaftlichen Konflikten verzehrt. *„Die Füße im Wasser / und die Augen / gehen spazieren"*, pointiert Astel, der die Natur gleichsam als Jäger und Sammler, nicht als seßhafter Ackermann kennt (so gut übrigens, wie außer Ernst Jünger kein zweiter unter den lebenden Dichtern).

Dabei zeichnet ihn die Neigung zur (selbst-)ironischen Pointe, zum verschlüsselten Bild, zum manieristischen Concetto auch im Alltag aus, romantischer Witz, die geistreiche, manchmal obszöne Anspielung, die sich angehäuftem Wissen verdankt und doch spontan funktioniert, als Kette zündender Einfälle. Dieser assoziative und aufgeräumte Kopf bewährt sich ebenso in Lesungen und ausführlichen Werkstattgesprächen mit Schriftstellern, wovon Astel im Lauf der Jahre – weitab vom Talk-show-Gerede – einige Hundert für den Saarländischen Rundfunk geführt hat.

Der Biologe und Literat begann in den 50er Jahren mit präzisen Naturbeobachtungen und fand bald einen am japanischen Haiku wie am griechisch-römischen Epigramm geschulten eigenen Ton: die kurze, 'lapidare' In-Schrift als Form des Gedichts. Anfang der 60er Jahre setzten, unterm Eindruck der Atombewaffnung, die politischen Epigramme ein. Die Werte, die sie verkörperten, Widerspruch und Zwischenruf, trugen Astel im Umfeld der Studentenrevolte das Image eines allzeit wachsamen, vielfältig nutzbaren Polit-Lyrikers ein, das er nicht mehr loswurde, obwohl er nie Agitprop-Texte geschrieben hat und in seinem Werk Landschafts- und Liebesgedichte überwiegen.

„Wohin der Hase läuft" ist Astels erste Buchveröffentlichung seit 1982. Zehn Jahre lang hat er mehr oder weniger für die Schublade geschrieben. Der neue Band ist in zwölf Kapitel gegliedert; die ersten sechs enthalten eine knappe Auswahl aus Astels bisher pu-

bliziertem Werk von mehr als tausend Epigrammen, darunter klassisch schöne, die Sinne öffnende Verse: *„Eine Kastanie / rollt mir vor die Füße. / Meine Schuhe glänzen."* Das klingt einfach und ist doch Produkt höchster Konzentration, Poesie der Wahrnehmung. Astel studierte die Phänomene, er ist genau, er blufft nicht, neigt eher dazu tiefzustapeln. Manche – etwa Klaus Wagenbach oder Intimfeind Yaak Karsunke – bilden sich ein, solche Kurzgedichte auch hinzukriegen, und Astel, hintersinnig gnädig, läßt sie das glauben: *„Der Verleger Klaus Wagenbach / lehnt meine Gedichte ab. / 'Das könnte ich auch', / sagt er, und deshalb, / so meint er, / kann es keine Literatur sein."*

Astel unterhält eine unverkrampfte, fast fromm zu nennende Beziehung zur Natur und zu den Dingen, die ihm begegnen. Vielen seiner Texte merkt man an, daß sie unter freiem Himmel entstanden sind, beim Gehen, Nachdenken, Reden ... eine Art Lebensabfall: *„Eine Wolke der Baum. / Die Eßkastanie blüht. / Frischbesamte Leintücher wehen durchs Tal."* Der spazierengehende Leser muß zwei getrennte Wahrnehmungen – den leicht obszönen Duft der blühenden Eßkastanien und die besamt im Wind flatternden Leintücher – für sich verbinden.

Natürlich sind nicht all die Epigramme in gleicher Weise augenöffnend. Manche haben im Lauf der Jahre ihren alten Biß und Erkenntniswert verloren. Einst so treffsichere Paradesprüche wie: *„Die Kirche läßt mich kalt. / Sie verbrennt mich nicht mehr"*, zündeln kaum noch. Die Ohnmacht des linken Protestgedichts wird offenkundig, wo es sich besserwisserisch in die abstrakte Politikmaschinerie einzumischen versucht: *„Die CSU begrüßt die Neutronenbombe. / Diese Waffe würde es erlauben, / ganz Bayern zu entvölkern, / ohne die Baudenkmäler zu zerstören."* Das ist bös gemeint, aber ästhetisch unzureichend und politisch absolut harmlos. Überhaupt erscheint das Epigramm ungeeignet, komplexe historische Zusammenhänge zu erfassen, es scheitert, so Wilhelm Pauli kürzlich in der „Kommune", „am Verbrechens- wie am Empörungsmassiv". Es trifft dort, wo es andeutet, mit einer produktiven Ungenauigkeit operiert; wo es mit hellem Witz Einzelheiten, Psychologisches herausgreift: *„Immer schneller zwischen den / streitenden Eheleuten hin / und her sehe ich, so / entsteht das Kopfschütteln"*; wo es selbst Erfahrenes auf eine Formel bringt, die den Tagesstreit transzendiert: *„Zwischen den Stühlen / sitzt der Liberale / auf seinem Sessel."*

Erstaunlich, wie so ein kleiner Text seine Lesart ändert. In den frühen 70er Jahren war er natürlich gegen privilegiert Halbherzige gerichtet, gegen die „Scheißliberalen" in den Funkanstalten beispielsweise, die sich auf ihren Drehsesseln weigerten, deutlich Partei zu ergreifen. Doch mittlerweile scheint es mir so, als hätten wir linken Intellektuellen und Künstler selber auf diesen Sesseln Platz genommen und wüßten nicht mehr so genau, wo der Feind eigentlich steht; und wir reden, als sei die Zeit über uns hinweggegangen.

Kein Wunder also, daß das politische Gedicht, als Fußnote zu den öffentlichen Ereignissen, rückläufig ist. Um heute zu bestehen, müßte es vermutlich boshaft und zynisch sein, aber Astel ist nicht zynisch, wie sein Vorbild Martial es war, er ist eher, so Hubert Fichte in seinem langen Astel-Essay, rechtschaffen und standhaft moralisch. Hat er nicht seine Epigramme als *„Strafzettel / für den Rechtsstaat"* definiert? Die Erfahrung, daß auch der radikalste Affront gegen die Kunst wiederum in Ästhetik mündet, verunsichert den Aufklärer, und hilflos klingt sein Einspruch: *„Das darf nicht schön bleiben."*

Mit den bislang unveröffentlichten Gedichten wird der neue Band erst richtig interessant. So verarbeitet das Kapitel „Abschied von Weimar" – Astel ist während der Nazizeit dort aufgewachsen – Erfahrungen in der DDR seit den 60er Jahren, beginnend mit einer frühen, noch immanenten Kritik am vorherrschenden Spießertum: *„Mit den Haaren nich, / bei uns nich"*, bescheidet ein Ostberliner Kellner den langhaarigen Dichter aus dem Westen, der zum Essen ansteht, doch der reagiert erstaunlich moderat, raunzt nur solidarisch: *„Also bitte, Genossen, / macht nicht solchen Quatsch."* In den 70er Jahren verschärft sich der Ton; die Trennung von linken Illusionen wird schmerzhaft vollzogen: *„Den Einmarsch in die CSSR / haben wir auch überlebt, / sagen die Freunde von der DKP / nach der Ausweisung Biermanns. / Hört euch das an. So reden Tote."*

Das Gebaren dieser toten Seelen hat Astel im „Verband deutscher Schriftsteller", dessen stellvertretender Vorsitzender er zwischen 1989 und 1991 war, aus der Nähe beobachten können, denn die saßen dort (und sitzen teilweise noch immer) an den Schaltstellen. Ihren Katzenjammer nach dem Fall der Mauer, ihre Wendemanöver, ihre stram-

pelnden Versuche, sich die Funktionärspöstchen zu sichern, hat Astel in polemischen Versen fixiert, etwa über den früheren DKP-Barden Peter Schütt, den er zetern läßt: *„Gern log ich / für den guten Zweck. / Aber der Zweck, / das Schwein, / hat mich verraten."*

Die lyrisch konzentriertesten Texte des Bandes finden sich in den beiden letzten Abteilungen. Schon als Student in Heidelberg hat Astel Grabschriften gesammelt. Nun schreibt er bewegende Nachruf-Gedichte auf seinen Sohn Hans, der sich 1985 selbst getötet hat: *„Am Brunnen vor dem Tore, / da hängt ein Mann im Baum. / Ich schnitt es gern in jede Rinde ein."* Erst der Schmerz über den Verlust des Sohnes macht es ihm möglich, über Leben und Tod des Vaters zu sprechen, eines NS-Mediziners, der sich bei Kriegsende erschossen hat: *„Die Sonne / hat meinen Vater / um die Ecke gebracht. / Jetzt muß ich ihm heimleuchten / Tag und Nacht."*

Neu (und unbegriffen in der gegenwärtigen deutschen Literatur, von der Kritik kaum beachtet) scheint mir Astels Versuch einer intensiven Verknüpfung von Naturforschung und mythischer Dichtung. Der wissende Poet liest – angeregt von der „Anthologia Graeca" und Ovids „Metamorphosen", von Linné, Lichtenberg und Ranke-Graves – in den Naturerscheinungen und stellt überraschende, manchmal ironisch-metaphysische, oft auch kryptische Zusammenhänge her: zwischen Muschelschale und Schneckenhaus, Rose und Nachtigall, Pflanze (Tier oder Mensch) und Gestirn:

„Ich zeige dir eine Zielscheibe.
Darauf abgebildet
siehst du den Hasen,
durchlöchert
von einer Schrotladung.
Und jetzt auf dem Heimweg
zeige ich dir das Sternbild.
Da siehst du,
wohin der Hase läuft."

So traurig kann diese mythische Poesie klingen. Der tote Sohn hängt „am Polarstern", der von Schrotkugeln durchlöcherte Hase und der Große Bär prangen am Himmels- bzw. Globuszelt. Ähnlich wie die Menschen der Antike ihre getöteten Heroen, etwa Orion, an den zuvor sprachlosen Weltenhimmel versetzten oder wie Hyakinthos, in eine Blume verwandelten, um ihnen ewiges Leben und sich ein wenig Sinn zu schenken, bannt der naturmythische Dichter von heute seine geliebten Toten an den Privathimmel und widmet ihnen sein Werk. Mit unbewaffnetem Auge sieht er, *„wohin der Hase läuft"*.

Michael Buselmeier

Geschichten, die nicht gut ausgehen

Gerd Fuchs, Katharinas Nacht, Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1992.

Eine Liebesgeschichte, wie im Klappentext angekündigt, ist das ja nun nicht gerade, was da Gerd Fuchs seinen Lesern in seinem neuen Roman erzählt. Eher schon könnte man „Katharinas Nacht" eine Leidensgeschichte nennen, die Tragödie zweier Menschen, die nicht zueinander finden können, weil ihr Leben, ihr Herkommen nicht zueinander passen. Aber auch das stimmt nur sehr bedingt. Denn mehr noch als an ihren individuellen Bedingungen leiden die beiden an etwas anderem: an den schlimmen Zeiten, in denen sie leben, am Nazi-Ungeist und der daraus resultierenden Borniertheit ihrer Mitmenschen.

Fenner, die männliche Hauptfigur des Romans, hat als junger Soldat im Ersten Weltkrieg im Hinterland von Verdun die Krankenschwester Katharina kennengelernt. Ehe daraus jedoch mehr werden konnte als eine flüchtige Begegnung, hat der Krieg die beiden wieder getrennt. Auch nach dem Krieg finden sie nicht zueinander. Fenner, der Bauernjunge aus dem Hunsrück, kehrt in sein Dorf zurück, heiratet ein Mädchen aus der Nachbarschaft und übernimmt den Hof. Katharina, die wohlhabende Saarbrücker Bürgerstochter, wird Ärztin und heiratet einen Saarbrücker Journalisten. Zwar haben die beiden *„nichts vergessen und werden auch nichts vergessen"* (208), dennoch bleibt ihre Verbindung auf wenige Kontakte beschränkt. Zeitweilig haben sie sich ganz aus den Augen verloren. Erst als die Nazis auf den Plan

treten und an der Saar der Abstimmungskampf um den Anschluß an das „Großdeutsche Reich" entbrennt, kreuzen sich wieder ihre Wege. In der Sylvesternacht des Jahres 1934, kurz vor der Saarabstimmung am 13. Januar 1935, kommt es im Saarbrücker Hotel Excelsior zu einer letzten, entscheidenden Begegnung.

Fuchs' Roman über Katharina und Fenner ist behutsam erzählt, wohltuend leicht geschrieben und mit seinem griffigen Satzbau, den knappen Dialogen und den einfühlsamen Beschreibungen eine ausgesprochen angenehme Lektüre. Außerdem – Resultat einer geschickten Romanregie des Autors – bleibt der Roman bis zum Schluß spannend. Denn erst ganz zum Schluß erfährt der Leser, wie denn nun diese geheimnisvolle Eingangsszene in der Sylvesternacht, bei der ein Revolver mit im Spiel ist, endet.

Einige herrlich-verquere Geschichten sorgen für zusätzlichen Lesespaß. So die Geschichte von der Sau, die wegen Majestätsbeleidigung hingerichtet wird, die vom alten Bauern Hess, der dem Pfarrer noch auf dem Totenbett ins Gesicht spuckt oder die von dem Schriftsteller Alexander May, der in die Rolle seines eigenen Romanhelden schlüpft.

In einer Serie von Rückblenden konstruiert Fuchs die Lebensgeschichten von Katharina und Fenner – Lebensgeschichten, die von der heraufziehenden Naziherrschaft überschattet werden. Ausgiebig beschreibt der Roman die Veränderungen, die der Nazi-wahn im damaligen Saargebiet auslöste, als der Abstimmungskampf für oder gegen den Anschluß entbrannt war und als in Saarbrücken die Emigranten schon wieder auf ihren gepackten Koffern saßen.

Ein rundum gelungener Roman also, den der diesjährige Kunstpreisträger der Stadt Saarbrücken da vorlegt? Nicht ganz.

Ein erster Einwand betrifft Thematik und Stoff des Romans. Leider verliert Fuchs sein Ausgangsthema, die höchst unübersichtliche und ungeklärte Beziehung zwischen Katharina und Fenner, immer mehr aus den Augen. Irgend etwas hielt sie auseinander, heißt es im Text, aber was dieses „Etwas" ist, darüber erfährt der Leser wenig.

Weshalb geben Katharina und Fenner ihren Gefühlen füreinander nicht mehr Raum? Und Fenner, er liebt Katharina doch, weshalb kämpft er nicht um sie? Weshalb läßt er es zu, daß seine Familie ihn mit einer anderen Frau verheiratet? Welche Rolle spielt das gemeinsame Kind, das Katharina, noch während des Krieges wohl, hat abtreiben lassen?

Fuchs schwankt statt dessen zielstrebig auf die politische Ebene über, beschreibt den Nazi-Terror, das Treiben der Gestapo-Leute, die Veränderungen in Fenners tiefbraunem Hunsrückdorf und das Los der Emigranten in Saarbrücken. Auf dieser Ebene kommen zwar Katharina und Fenner auch noch vor, aber eigentlich nur noch als Opfer, als Leidtragende.

Ein anderer Einwand gilt der Darstellung der Personen im Roman. Ehrlich gesagt, es fiel mir schwer, mich mit ihnen anzufreunden. Nicht, daß sie unsympathisch wären – im Gegenteil –, aber sie blieben merkwürdig blaß, fremd und unlebendig. Sie kämpfen nicht, leiden nicht, klagen nicht, lehnen sich nicht auf, sondern lassen alles über sich ergehen. Beinahe wehrlos erfüllen sie ihr Schicksal und treiben ihrem Ende entgegen. Einem Ende übrigens, das für alle ähnlich traurig ist: Fenner wandert ins KZ, Margot, seine Frau, wird wahnsinnig, und Berthold, Katharinas Bruder, wird von SA-Leuten erschlagen. Lediglich Katharina hat es etwas besser getroffen. Sie erreicht den Zug nach Paris und entkommt in ein ungewisses Emigrantenschicksal.

Das Schwierigste am Roman, sagen die Romanautoren, ist der Anfang. Fuchs hat dieses Problem mit der Sylvesterszene hervorragend gelöst. Dafür kämpft Fuchs mit einem anderen Problem: dem Romanende. Zwar läßt er seinen Roman, wie geplant, in die Sylvesterszene mit Katharina, Fenner und Berthold im Hotel Excelsior einmünden. Höhepunkt, Abschluß und Showdown zugleich, denkt der Leser.

Doch siehe da, der Roman hört mit dieser Szene nicht auf. Er plätschert völlig überflüssigerweise noch einige Seiten weiter, um dann irgendwo in den 60er Jahren in Fenners Aussiedlerhof zu enden. Schade, auf diese Weise nimmt Fuchs nicht nur der Sylvesternachtszene ihre Wirkung, er verwässert auch sein dramaturgisches Gesamtkonzept.

Das ist ungefähr so, als würde der Film „Zwölf Uhr mittags" nicht um zwölf Uhr mittags enden, sondern um halb eins.

Dietmar Schmitz

Historiker und Zeitzeugen im Gespräch

Rainer Hudemann und Raymond Poidevin (Hg.), Die Saar 1945–1955. Ein Problem der europäischen Geschichte, Oldenburg Verlag, München 1992.

Für die zeitgeschichtliche Forschung ist der Dialog mit Zeitzeugen wichtig, aber in aller Regel auch schwierig. Vor allem wenn jüngere Historiker sich bei ihren Forschungen zu verschiedenen Epochen unseres Jahrhunderts ausschließlich auf die fachwissenschaftliche Literatur und die in den Archiven verfügbaren Dokumente stützen, besteht die Gefahr, daß Zeitzeugen die von Historikern vorgetragene Analyse und Deutung einer Epoche als Verfälschung historischer Wirklichkeit ablehnen. In solchen Fällen wird deutlich, daß – trotz aller methodischer Sorgfalt – die geschichtliche Forschung ein Konstrukt bleibt, das dem strengen Urteil der Zeitzeugen nicht standzuhalten scheint.

Allerdings gibt es bei einer solchen Konfrontation in aller Regel weder Sieger noch Besiegte. Vielmehr zeigt sich, daß beide – scheinbar widersprüchliche – Deutungen erst in ihrer Zusammenfügung eine alle Seiten befriedigende Darstellung ermöglichen. Während der Historiker durch die Kenntnis diverser archivalischer Dokumente verschiedener Herkunft häufig einen umfassenden Informationsstand hat, kann der Zeitzeuge, sofern er als Akteur entsprechende Schlüsselpositionen innehatte, aus seiner subjektiven Perspektive die Komplexität historischer Entscheidungssituationen sowie das in den Akten nicht faßbare politische und personelle Ambiente verdeutlichen. In jedem Fall ist es also sinnvoll und notwendig, die Gesprächsbereitschaft wichtiger historischer Akteure zu nutzen, um einen fachlichen Dialog über die Ergebnisse der zeitgeschichtlichen Forschung zu führen.

Ein solches Gespräch gab es am 15. und 16. Juni 1990 im Landtag des Saarlandes. 36 französische und deutsche Zeitzeugen waren eingeladen, die vielfach im ersten Jahrzehnt nach dem letzten Krieg politische oder administrative Schlüsselpositionen an der Saar innegehabt hatten. Einzelne von ihnen hatten seit über 30 Jahren keinerlei Kontakt mehr mit dem Saarland gehabt, und so war diese Tagung im Landtag für zahlreiche Zeitzeugen ein zugleich persönliches und historisches Ereignis. Auch für die regionalgeschichtliche Forschung war dieses Treffen von außerordentlicher Bedeutung, da eine solche Begegnung wegen des fortgeschrittenen Alters mancher Zeitzeugen kaum mehr möglich sein wird.

Ein Blick auf die Liste der Teilnehmer zeigt im übrigen, daß Repräsentanten ganz unterschiedlicher politischer Lager der Einladung gefolgt waren. An zwei Tagen erörterten sie mit einer etwa gleichgroßen Zahl von wissenschaftlichen Teilnehmern die ersten Ergebnisse eines Forschungsprojekts, das unter der Leitung von Prof. Rainer Hudemann vor einigen Jahren zunächst einmal mit der Sichtung und Sicherung der archivalischen Überlieferung zur Geschichte des Saarlandes in der Zeit von 1945–1955 begonnen hatte.

Dieses Jahrzehnt hat in den letzten Jahren aus verschiedenen Gründen ein verstärktes regionalgeschichtliches Forschungsinteresse ausgelöst. Einerseits erinnert man sich daran, daß – angesichts der sich in diesen Monaten vollziehenden Schaffung eines europäischen Binnenmarkts – das Saarland einmal dazu ausersehen war, eine Schlüsselrolle im Prozeß der europäischen Integration zu übernehmen. Andererseits ist festzustellen, daß die durch die Abstimmung von 1955 ausgelösten Emotionen und Frontstellungen, die die Menschen im Saarland vielfach lange Zeit in zwei feindliche Lager spalteten, nun langsam abklingen. Damit sind wichtige Voraussetzungen für eine wissenschaftliche Aufarbeitung dieser Epoche geschaffen, die vor allem auch dadurch einen mächtigen Aufschwung erhalten hat, daß inzwischen die Akten in den deutschen und französischen Nachkriegsarchiven zur Verfügung stehen.

Das Kolloquium im Landtag des Saarlandes hatte das Ziel, eine erste Zwischenbilanz der neueren Forschungsarbeiten zu präsentieren, und es ist festzustellen, daß der von Hudemann und Poidevin herausgegebene Tagungsband der fachlich interessierten Leserschaft ein zuverlässiges und in einzelnen Passagen auch spannendes Bild vom Ablauf dieser Tagung vermittelt. Im Mittelpunkt der Referate und Debatten standen dabei vertraute, politikgeschichtliche Fragestellungen, nicht jedoch Aspekte der Alltagsgeschichte oder andere Untersuchungsfelder, die in den letzten Jahren in der neueren Historiographie zu einer Ausweitung der Forschungsinteressen geführt haben. Bei einer Abkehr von den traditionellen historischen Untersuchungsbereichen wäre auch der Dialog mit Zeitzeugen vermutlich wenig produktiv gewesen. Die von der neueren Forschung gewählten Interessenschwerpunkte sind nach Feststellung der Herausgeber auch ausschlaggebend dafür, daß

der Tagungsband wichtige Bereiche wie die Sozialpolitik oder Kulturpolitik nur am Rande behandelt.

In der Anlage des Buches folgten die Herausgeber konsequent dem Tagungsprogramm, das ebenfalls aus vier Themenblöcken bestand. Im ersten, besonders umfangreichen Teil wird die Bedeutung des Saarlandes als Objekt der Politik der großen Nationalstaaten erörtert. Mehrere diplomatiegeschichtliche Abhandlungen analysieren den Stellenwert des Saarproblems in der internationalen Politik während des ersten Jahrzehnts nach 1945. Dabei zeigt sich, daß die Aufarbeitung der nun zugänglichen Archivalien gerade in diesem Forschungsfeld bereits erhebliche Erkenntnisgewinne ermöglicht hat. Hatte es in den letzten Jahren in der Geschichtswissenschaft immer wieder kontroverse Auffassungen zur französischen Saarpolitik in den Jahren 1945/46 und Annexionsplänen de Gaulles gegeben, so zeigt der Beitrag von Rainer Hudemann, welche Befunde und neuen Erkenntnisse die nun verfügbaren Dokumente und Akten in dieser Frage ermöglichen.

Die beiden folgenden Themenblöcke sind weniger umfangreich und homogen. Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit dem Problemfeld „Politik und Wirtschaft", wobei es vermutlich sinnvoller gewesen wäre, das Referat zur Entnazifizierung von Rainer Möhler dem dritten Kapitel „Innenpolitik" zuzuordnen, das sich auf Referate zur Entstehung der saarländischen Verfassung und zur Entwicklung der Parteien stützt. Das Abschlußkapitel „Auf dem Weg zur Abstimmung" schließlich enthält vier Referate, die die letzten Jahre der Hoffmann-Ära aus unterschiedlichen Perspektiven behandeln sowie eine zusammenfassende Würdigung dieser Epoche versuchen.

Alle Kapitel sind in sich gleichartig strukturiert: Auf die zumeist ausführlichen wissenschaftlichen Beiträge folgen kürzere Zeitzeugenbeiträge, die in der Regel bereits vor der Tagung ausformuliert vorlagen und wie die Referate verlesen wurden. Sie sind in ihrer Qualität und in ihrem Informationswert sehr unterschiedlich. Einzelne Autoren benutzen – aus der zeitlichen Distanz verständlich – sehr um Harmonie und Ausgleich bemühte Darstellungsformen, die die zeitgenössischen Konflikte allzu sehr durch das milde Licht einer verklärenden Erinnerung verdecken. Andere Beiträge sind hingegen sehr lesenswert, vor allem, wenn sie durch anekdotische Zutaten und die Schilderung vermeintlich nebensächlicher Begleitumstände dazu beitragen, dem historischen Umfeld durch eine neuartige Ausleuchtung unerwartete Konturen zu verleihen.

Erst mit dem abschließenden Diskussionsblock beginnt dann der Dialog zwischen Historikern und Zeitzeugen, der neben dem hier dokumentierten historischen Erkenntnisfortschritt sicher den besonderen Wert des Buches ausmacht. Bis auf wenige Ausnahmen verlaufen diese Gespräche sachlich und produktiv, und es ist zu vermuten, daß zahlreiche hier aufgeworfene Fragen zum Ansatzpunkt weiterer Forschungen werden.

Die Herausgeber gaben den Referenten die Möglichkeit, ihre wissenschaftlichen Beiträge auszubauen, und alle Teilnehmer hatten Gelegenheit zur Überarbeitung ihrer Beiträge. Damit besteht grundsätzlich die Gefahr, daß durch nachträgliche redaktionelle Korrekturen sich die Lebendigkeit und Spontaneität der Diskussionen nur in gedämpfter Form im Tagungsband abbildet. In welchem Maß sich dadurch tatsächlich Einbußen an Authenzität im Vergleich zum Kolloquium ergeben, können nur die Tagungsteilnehmer selbst beurteilen. Als Leser hat man den Eindruck, daß auch der Tagungsband den kontroversen Charakter mancher Diskussionen verdeutlicht. So entrüstet sich z. B. ein französischer Zeitzeuge, der während eines Referats das Gefühl hat, er sitze auf der Anklagebank und das Kolloquium sei eine Art von Nürnberger Prozeß (S. 173). Übrigens, die Lektüre der folgenden Seiten zeigt, daß dieser Vorwurf vor allem auf einem Kommunikationsproblem beruhte: Die Simultandolmetscher hatten 'Bürokratie' mit 'bureaucratie' übersetzt, der deutsche Referent meinte aber das weniger pejorative 'administration'.

Ähnliche Mißverständnisse verhindert der Tagungsband dadurch, daß alle Referate und Diskussionsbeiträge jeweils in der deutschen und französischen Muttersprache zum Abdruck kommen, so daß das zweisprachig angelegte Buch auch formal die in der Nachkriegsära sachgeschichtlich angestrebte Mittlerposition der Saar zwischen den großen Nachbarstaaten dokumentiert.

Rolf Wittenbrock

Von der „Verhexung des Verstandes" durch Nationalismus und symbolische Politik

Anmerkungen zu Ludwig Linsmayers Untersuchung der Politischen Kultur der Völkerbundszeit

Ludwig Linsmayer: Politische Kultur im Saargebiet 1920–1932. Symbolische Politik, verhinderte Demokratisierung, nationalisiertes Kulturleben in einer abgetrennten Region. Saarland-Bibliothek, hg. von Richard van Dülmen und Reinhard Klimmt, Band 2, St. Ingbert (Werner J. Röhrig) 1992, 535 S., 48,— DM.

Ich war gespannt auf Ludwig Linsmayers Buch „Politische Kultur im Saargebiet 1920 – 1932", das soeben im W. J. Röhrig-Verlag in St. Ingbert erschienen war und von dem es in einer Verlagsankündigung hieß, daß es „grundlegende Erklärungen für die wichtigsten Entwicklungen der saarländischen Geschichte in unserem Jahrhundert, insbesondere der Abstimmung von 1935" liefern würde. Mit dem Saarkampf, den 20er Jahren im Saargebiet und der politischen Kultur der Weimarer Republik hatte ich mich schließlich selbst in einer Reihe von Büchern und Aufsätzen beschäftigt. Was würde ich Neues erfahren? Gab es neue Hinweise zur Erklärung des Abstimmungskampfes? Wie würde es den Radikalisierungsschub der frühen 20er Jahre, wie das Entstehen jener autonomistischen und frankophilen Gruppierungen und wie die massiven Erosionsprozesse der Sozialdemokratie und des kleinen bürgerlich-liberalen Lagers zu Beginn der 30er Jahre erklären? Neugierig machte mich auch der angekündigte „ethnologische Blick". Was würde es bringen, die Saarländer der 20er Jahre aus der „Fremdheitsperspektive" des Ethnologen zu betrachten? Ich war also neugierig und nahm das Buch mit in den Urlaub.

Die einleitenden theoretischen Überlegungen zu „Grundproblemen politischer Kulturanalyse" überflog ich schnell. Ich stimmte Linsmayer zu und begleitete meine Töchter hoch zu Roß in die Berge. Theoretisches Säbelrasseln gehört nun mal zum Ritual einer jeden Doktorarbeit. Vornehmste Aufgabe der kulturanalytischen Rekonstruktionsarbeit, las ich dann, sei es, über die vergleichende Analyse politischer Teilkulturen hinaus *„jene politisch-kulturellen Elemente zu entdecken suchen, an denen alle Zeitgenossen – quer durch die verschiedenen Milieus hindurch – gemeinsam teilhaben"*. Was das bedeutete, ahnte ich schnell. Meine „deutsche Mutter" mußte einmal mehr zur Erklärung und Rechtfertigung aller Todsünden der Völkerbundszeit herhalten. Ernüchterung schon auf Seite 14. Ludwig Linsmayer hatte sich also vorgenommen, hier etwas kulturanalytisch zu rekonstruieren, was eigentlich als historisches Allgemeingut vorausgesetzt werden kann und was der saarländische SPD-Chef Max Braun schon in den 20er Jahren treffend und knapp so beschrieben hatte: „Der Nationalismus ist der Todfeind der Demokratie und des Friedens." Weil solche politischen Einsichten immer mehr in Vergessenheit geraten, nun also ein 535-Seiten starkes Buch! Zur Abkühlung ein schneller Sprung ins kalte Bergwasser. Linsmayer war Opfer seines ethnologischen Blickes geworden. Unter der Hand waren ihm Selbstverständlichkeiten zu etwas Neuem und Fremdartigen geraten. Warum nur etwas mit aufgeblähtem wissenschaftlichen Brimborium erklären, was überall zu lesen ist, anstatt Erklärungsbedürftiges zu thematisieren? Die Antwort ist mir bis heute nicht klar. Politische Kulturforschung dürfe sich nicht darauf beschränken, Teilkulturen lediglich nachzuweisen, zu beschreiben und voneinander abzuheben, las ich weiter und dachte sogleich, der zeitgeschichtlichen Regionalforschung im Saarland wäre schon eine Menge geholfen, wenn endlich einmal jene fragmentierte politische Kultur der Völkerbundszeit, die es gleichsam unterhalb des allenthalben praktizierten nationalistischen Bekenntnisses gab, präzise beschrieben wäre. Mit Klaus-Michael Mallmanns Habilitationsschrift zum kommunistischen Milieu an der Saar wird zwar nun bald ein Teil der Lücke geschlossen; über die hegemoniale katholische Teilkultur – wie sie Cornelia Rauh-Kühne für die katholische Kleinstadt Ettlingen so brillant analysiert hat – und über die minoritären autonomistischen Zirkel allerdings wissen wir bis heute trotz Peter Lemperts Doktorarbeit über die frankophilen Bestrebungen noch immer so gut wie nichts.

Regenzeit ist Lesezeit. Also begann ich von neuem, mich – diesmal von hinten – Ludwig Linsmayers Buch zu nähern. Da kam der Kerl doch wirklich zu dem sattsam bekannten Ergebnis, daß es sich beim Saargebiet um eine eigenständige politische Regionalkultur gehandelt habe, zu deren prägendsten Besonderheiten *„die fast einheitliche nationale Grundeinstellung der Bevölkerung"*, das *„vergleichsweise große Defizit an diskursiven politischen Verkehrsformen"* und eine *„symbolische politische Kultur"* gezählt hätten. All dies aber habe sowohl die Herausbildung eines regionalen Sonderbewußtseins als auch demokratische Entwicklungen blockiert. Nur, was an Linsmayers Befund regionalspezifisch war, wurde mir beim weiteren Lesen immer un-

klarer. Beschrieb er da nicht Grundstrukturen der politischen Kultur der gesamten Weimarer Republik, die schließlich in den Faschismus einmündeten? Der Eindruck, daß seine ethnologische Methode viel zu grobschlächtig ist, der Regionalkultur, vor allem ihren Brechungen, Widersprüchen und Veränderungen, wirklich beizukommen, verdichtete sich immer mehr.

Ich las das Buch mit großem Gewinn als Zustandsbeschreibung der politischen Kultur der Republik von Weimar – und erfuhr nur wenig über die mich interessierenden regionalspezifischen Fragen. Im ersten Hauptkapitel untersucht Linsmayer zunächst den politischen Fest- und Kriegerdenkmalskult, in dem die Sprache der Symbole ihren stärksten Ausdruck fand. Wie andernorts sollten die immerhin 150 Gedenksteine, Erinnerungstafeln und Denkmäler im gesamten Saargebiet die Sinnhaftigkeit des Sterbens im Krieg bzw. den Vorbildcharakter der gefallenen Soldaten unterstreichen und den Weltkrieg in einen Verteidigungskrieg umdeuten. Nur von diesen Funktionen kurzschlüssig auf ihre Wirkung zu schließen und ihnen ohne Beleg eine *„große symbolische Wirkungsmacht"* anzudichten, bleibt reine Spekulation. Wenn auch die preußische Militärbegeisterung fast das gesamte Saarrevier durchdrang, so gab es doch auch eine Reihe von politischen Gruppierungen wie die frühe USPD oder die saarländische Friedensgesellschaft, die sich dem militaristischen Kult entzogen, über den wir aber in Linsmayers Buch nichts erfahren. Daß sich in den Kriegerdenkmälern konstitutive Bestimmungsfaktoren der regionalen politischen Kultur bündelten und symbolisch ausdrückten, vermag ich nicht zu erkennen. Welche regionalspezifische Sinnstiftung von ihnen ausging, bleibt mir schleierhaft. Die Differenz zum Kriegerdenkmalskult im übrigen Deutschland entging mir.

Interessanter fand ich da schon Linsmayers Beschreibungen der Festkultur der 20er Jahre: der gemeinsamen Maifeiern von Kommunisten und Sozialdemokraten vor 1929; der seit 1923 praktizierten, von der Bevölkerung ungeliebten Verfassungsfeiern, die Feiern von oben blieben ohne eine besondere identitätsstiftende Bedeutung; der nationalistischen Feiern wie dem saarländischen Katholikentag von 1923 und der Rheinischen Jahrtausendfeier von 1925. Zustimmen konnte ich seiner These, daß diese Feiern und Feste vielfach kulturelle Brücken zwischen proletarischer Minderheits- und bürgerlich-nationaler Majoritätskultur waren. Und auch seine These von der *„kulturellen Überanpassung"* der saarländischen Arbeiterbewegung fand ich einleuchtend; aber wenig überraschend, daß die sozialistischen Orientierungen der Linken bereits in der frühen Nachkriegszeit in starkem Maße vom politischen Widerstand gegen Fremdregierung und Fremdbesatzung und vom ungebrochenen Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen Staatsnation überlagert waren. Das hatte ich seit 1984 ja selber immer wieder geschrieben. Ärgerlich dann allerdings die Passagen zur Jahrtausendfeier der Rheinlande, wo der Blick des Ethnologen Linsmayer zum deutschtümelnd-saarländischen Blick verkommt; der es ablehnt, das nationalistische Jahrtausendspektakel aus der Perspektive des tausendjährigen Reiches von 1933/35 zu betrachten, sondern es als *„legitimen Protest der großen Masse der Festteilnehmer gegen eine ihr friedensvertraglich aufgezwungene Fremdregierung und Fremdbesatzung"* deutet. Nur das Wort vom „Schandvertrag von Versailles" fehlte da noch. Die Feier von 1925 war wie der Bergarbeiterstreik das lustvoll-aggressive Aufbegehren gegen französische Herren und Regierungskommission, die Vorwegnahme der Volksgemeinschaft späterer Jahre. Ich ärgerte mich, brach die Lektüre ab und zog ein kühles Weizenbier im Schatten vor. Alles in allem überzeugte mich Linsmayers erstes Kapitel nicht. Daß das Besondere und zeittypisch Verbindende der Denkmäler und Feiern der 20er und frühen 30er Jahre an der Saar darin bestanden habe, Geschichte und/oder Zukunft zu idealisieren und die Gegenwart in die Perspektive eines leidvollen und wenig begehrenswerten Zwischenstadiums zu rücken, vermochte ich nicht nachzuvollziehen, trifft diese Aussage doch auch für die meisten Kriegerdenkmäler in anderen Regionen zu. Und mit der Feststellung, daß die Festformen über alle Fragmentierungen und Differenzen der politischen Kultur der Völkerbundszeit hinweg eine einheitliche politische „Lebensweise" gestiftet hätten, macht es sich Linsmayer entschieden zu einfach. Zwischen dem nationalistischen Exzeß von 1925, der blinden Deutschtümelei, der die politische und soziale Verfaßtheit Deutschlands völlig egal war, und den republikanischen Verfassungsfeiern, die das Bekenntnis zu Deutschland immer an die demokratische Republik von Weimar banden, lagen Welten. Die

schwarz-rot-goldene Fahne der Republik und die schwarz-weißrote des Kaiserreichs standen für diametral entgegengesetzte Gesellschafts- und Politikentwürfe. Daß hier wie dort Fahnen aufgezogen wurden, sagt da noch überhaupt nichts aus.

Das zweifellos beste und interessanteste Kapitel, das mir neue Einblicke in die politische Kultur der Weimarer Republik vermittelte, handelt von den mentalen Blockierungen, die einer demokratischen Entwicklung in den 20er Jahren in den Menschen gegenüberstanden; vom mißlungenen politischen Diskurs und der ethnozentristischen Vorstellungswelt der Saarländer. Linsmayers These, der man nur zustimmen kann, besagt, daß es nicht primär die sattsam bekannten äußeren Umstände der Völkerbundherrschaft waren, die das Projekt Demokratie verhinderten, sondern *„tiefergreifende mentale Ursachen"* wie der Mangel an diskursiven Formen der Verständigung und Auseinandersetzung, die Dominanz der symbolischen Interaktion über den argumentativen Diskurs, die Bespitzelung und Ausgrenzung national unzuverlässiger Personen sowie autoritativ-nationalistische Denkbilder der politischen Sprache. Aber auch hier bleibt Linsmayer den Beweis schuldig, was an alledem regionalspezifisch war. Den die Rede ersetzenden Symbolkult und politischen Ritualismus als Demokratieblockade gab es in anderen Regionen ebenso. Katholischer Gesinnungsdruck und politischer Straßenterror sind uns auch aus anderen Teilen der Weimarer Republik bekannt, wenngleich der Druck der Kirche vielleicht an der Saar noch stärker auf den Menschen lastete als anderswo. Gut gefiel mir Linsmayers Analyse der Denkbilder in der politischen Sprache. Recht hat er, wenn er schreibt, daß sich politisch-kulturelle Dominanz nicht zuletzt an der Frage entscheidet, *„wer mit welcher Durchsetzungsmacht die Dinge benennen und die Benennungen definieren kann"*. An unterschiedlichsten Textsorten aus dem Bereich von Erziehung und politischer Propaganda arbeitet Linsmayer überzeugend den Sprachmilitarismus heraus, den er bei Kommunisten ebenso ausmacht wie bei Katholiken, sowie organeologische Sprachbilder von der „deutschen Mutter" und dem „Volkskörper", durch deren Dominanz in der politischen Rede der symbolische Politikstil der Zeit auf der Sprachebene sein Äquivalent fand. *„Ein solch metapherngesteuertes Denken ließ nur wenig Raum für Kompromisse, Differenzierungen oder Relativierungen, ja es bewirkte geradezu, um mit Ludwig Wittgenstein zu sprechen, die 'Verhexung des Verstandes'."* Und er analysiert einfühlsam symbolträchtige politische Ordnungs- und Tugendbegriffe. Weder der Begriff der Demokratie noch der der Republik und schon gar nicht das Wort „Europa" seien in der Lage gewesen, ausreichend starke Loyalitäten und kognitiv-emotionale Bindungen zu stiften, während der größte verbaldramaturgische Effekt schon in den 20er Jahren mit der Parole der „Einigkeit" erzielt worden sei. Daran knüpften ja später Bürckel und Goebbels bewußt an. Linsmayers Resümee überzeugt, daß politische Tugendbegriffe wie Treue und Einigkeit zur Völkerbundzeit weit konsensfähiger waren als politische Ordnungsbegriffe, die weit auseinander strebten. Er folgert daraus, *„daß die saarländische Gesellschaft in ihren kollektiven Wertmaßstäben und Weltauffassungen wesentlich homogener war, als es den erbittert geführten Parteikämpfen auf der politischen Ebene entsprach"*.

Im letzten Hauptkapitel geht Linsmayer der Nationalisierung der außerschulischen Bildungsarbeit und Vereinskultur nach, denen er die Rolle einer öffentlichen Leit-, Impuls- und Bestätigungsinstanz zuschreibt. Der Heimathirsch erfährt hier viel Wissenswertes über das Saarbrücker Stadttheater und diverse Heimatmuseen, über das Büchereiwesen und die Saarforschungsgemeinschaft, allerdings wenig über die kulturpolitische Aufbruchzeit der 20er Jahre. Daß die kulturellen Aktivitäten allesamt politisch stark aufgeladen waren, haute mich nicht vom Hocker. Einige interessante Fakten dann über die völkisch akzentuierte Turn- und Sportideologie und über den Freien Arbeitersport, den Linsmayer zu entmythologisieren versucht.

Mit Linsmayers „ethnologischem Blick" hingegen hatte ich so meine Schwierigkeiten. Er stellte zu sehr auf Gemeinsamkeiten in den politisch-kulturellen Deutungsmustern und Verhaltensweisen ab, war viel zu stark makroanalytisch ausgerichtet, um überhaupt Fragmentierungen und Differenzen in der politischen Kultur der Völkerbundzeit zu registrieren. Da muß ihm entgehen, daß die Sozialdemokratie in sich selbst noch einmal fragmentiert war und in einen verfassungspatriotisch-europäisch gesinnten und einen deutsch-nationalen Flügel zerfiel, daß die USPD zu Beginn der 20er Jahre eine Massenpartei war, auf deren Anhänger viele der Etikettierungen Lins-

mayers nicht zutreffen, bevor auch sie dann von der allgemeinen Renationalisierung erfaßt wurden. Gleichwohl gab es bis 1935 hinein auch weiterhin Gruppen, die sich dem nationalen Konsens entzogen. Über sie möchte ich mehr wissen. Mit Linsmayers Instrumentarium wird nicht ersichtlich, warum sich Zehntausende Saarländer im Abstimmungskampf 1934/35 dem allgemeinen nationalistischen Taumel entzogen oder sich erst in buchstäblich letzter Minute herumkriegen ließen. Zur Klärung der fragmentierten politischen Kultur der Völkerbundszeit und des Abstimmungsergebnisses von 1935 trägt sein Buch wenig bei. Um das Spezifische des Saargebietes herauszuarbeiten, wie es sein Anspruch ist, hätte er den systematischen Vergleich mit strukturell vergleichbaren Regionen suchen müssen. Politische Kulturforschung darf sich nicht mit dem Blick auf's Besondere begnügen; dann verlieren ihre Ergebnisse an Brisanz; sie muß komparativ orientiert sein. Was Linsmayer beschreibt, sind allgemeine Muster der politischen Kultur der Weimarer Republik. Und dies ist schließlich keineswegs wenig.

Als Rezensent unterzieht man ein Buch gleichsam einem über die übliche Lektüre hinausgehenden Belastungstest. In meinem Urlaub hatte sich Linsmayers Buch zwischen Kühltaschen, Sandspielzeug, Reitstiefeln und Paddelboot zu behaupten. Es bestand den Test nicht. Beim vierten Durchblättern fiel es auseinander und löste sich aus der Bindung. Obwohl ich gute Augen habe, mußte ich für einige Abbildungen die Lupe zu Hilfe nehmen. Die meisten Abbildungen haben miese Qualität und Briefmarkenformat. Teilweise war mir auch der Sinn der Abbildungen nicht klar. Handelte es sich um Illustrationen oder originäre Bildquellen, auf die sich der Autor bezog? Mehr Sorgfalt bei der Ausstattung der von Richard van Dülmen und Reinhard Klimmt herausgegebenen Saarland-Bibliothek wäre schön.

Gerhard Paul

Viele kleine Vereinsgeschichten

Hans Schwarz, Das Vereinswesen an der Saar bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts – der Verein als Medium der sozialen Kommunikation (=Veröff. d. Inst. f. Landeskunde im Saarland 35), Saarbrücken 1992, 138 S.

„Wie – Sie sind nirgendwo Vereinsmitglied? Kaum zu glauben!" (Fast) jeder Saarländer, will sagen: (fast) jeder Bewohner des Landes, welches weltweit die mithin größte Vereinsdichte sein eigen nennen darf, mag sich angesichts eines solch unsozialen Mitmenschen zu einem Kopfschütteln hinreißen lassen. Und das nicht erst in unseren Tagen. Bereits um die Jahrhundertwende existierten beispielsweise in der ca. 13.500 Einwohner zählenden Gemeinde Dudweiler 140 bis 150 Vereine.

Aber das war nicht immer so.

Hans Schwarz widmet seine im Vorjahr als landeskundliche Dissertation von der Phil-Fak der Universität des Saarlandes angenommene Studie den Anfängen des Vereinswesens an der Saar. Die ersten vereinsmäßigen Assoziationen des heutigen Saarlandes entstanden im ausgehenden 18. Jahrhundert. Eine kleine, personell sehr eng miteinander verflochtene adlig-bürgerliche Aufklärungselite aus der Residenzstadt Saarbrücken fand sich in einigen wenigen Lesegesellschaften zusammen und tauschte sich im Rahmen der vom Saarbrücker Grafen initiierten Freimaurerlogen aus.

Nach dem Übergreifen der Französischen Revolution auf die linksrheinischen deutschen Gebiete wurden die aristokratisch angehauchten aufklärerischen Vereinigungen jedoch aufgelöst. Die daraufhin neugegründeten bürgerlichen Vereine pflegten in erster Linie die gesellige Unterhaltung. Zur *„Keimzelle des bürgerlichen Lebens"* (S. 102) am Mittellauf der Saar entwickelte sich dabei die Saarbrücker Casinogesellschaft. Die Räumlichkeiten des 'Casinos' boten den Stadtbürgern und den zugezogenen – zuerst französischen, später preußischen – Beamten einen gemeinsamen Ort der Kommunikation. Dies diente nicht zuletzt auch der Eheanbahnung innerhalb des städtischen Bürgertums.

Seit Mitte der 1830er Jahre belebte sich die Vereinslandschaft deutlich. In Saarbrücken wurde eine Reihe von Vereinen zur Pfle-

ge der ästhetischen Kultur gegründet. Dazu zählten ein Singverein, ein Leseverein, ein Instrumentalverein und ein 'Historisch-antiquarischer Verein für die Städte Saarbrücken und St. Johann', also der Vorläufer des heutigen 'Historischen Vereins für die Saargegend e. V.', in denen sich vor allem zugezogene, akademisch gebildete Bürger (Gymnasiallehrer) hervortaten. Deren Mitglieder entstammten jedoch mehrheitlich dem eingesessenen Stadtbürgertum. Daneben wurden volkstümliche Lese- und Männergesangsvereine ins Leben gerufen, in die auch das mittlere und das kleine Bürgertum Eingang fanden, wenngleich die Repräsentativfunktionen zumeist Angehörigen des Bildungsbürgertums vorbehalten blieben. Solche Vereine erhoben in der Regel einen pädagogisch-volksbildenden Anspruch.

Auf das Betreiben einiger Fabrikanten und Pfarrer erfaßte die Gründungswelle der 1830er Jahre auch die noch stärker als provinziell zu charakterisierenden Kleinstädte St. Wendel und Ottweiler sowie einige ländliche Regionen.

Das Sangesrepertoire und die Bibliotheksbestände von Gesangsvereinen und Lesegesellschaften zeigen den politischen Impetus der bürgerlichen Assoziationen im Vorfeld des Revolutionsjahres 1848/49: *„Das Vereinswesen, das sich im Vormärz in allen Bereichen des kulturellen Lebens zu entfalten begann, leitete eine tiefgreifende 'Demokratisierung der Kultur' ein."* (S. 45). So dienten die in den Turnvereinen praktizierten Leibesübungen sehr wohl auch der nationalen Ertüchtigung und der Vermittlung einer *'deutschen Gesinnung'*. (S. 49). Schwarz spricht allgemein von einem *'kryptopolitischen Vereinswesen'*. (S. 57).

Dazu kam die vereinsmäßig institutionalisierte Sozialfürsorge. Im Kontext des neuzeitlichen Pauperismus wandten sich bestimmte Vereine, darunter erstmals auch bürgerliche Frauenvereine, gegen Bettelei und Alkoholismus. Die Jugendkriminalität wurde als Problem erkannt, Maßnahmen zur Jugendpflege ergriffen und die Resozialisierung von Straftätern betrieben. Außerdem bestanden schon vor 1850 landwirtschaftliche Vereine zur Vermittlung ökonomischer und wissenschaftlich-agrartechnischer Kenntnisse.

Die Amtskirchen taten sich als Vereinsinitiatoren hervor. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang das grenzübergreifende Engagement der protestantischen 'Gustav-Adolf-Stiftung' (Saarbrücken) zur Unterstützung der *„bedrängten Glaubensgenossen"* im französisch-lothringischen Forbach (!) in den 1840er Jahren. (S. 74).

Im unmittelbaren Vorfeld der Revolution von 1848/49 legten die Vereine ihren kryptopolitischen Habitus ab und bezogen im Verfassungsstreit offen Stellung. Der Autor beschreibt in diesem Zusammenhang recht ausführlich, wie die – im nationalen Kontext vergleichsweise späte – politische Spaltung des Bürgertums in ein liberales und ein demokratisches Lager an der Saar zustande kam.

Wir sehen: Schon die erste Hälfte des vergangenen Jahrhunderts brachte ein schillerndes Vereinswesen hervor. Unerfreulich für den Leser ist nur, daß Hans Schwarz seinen facettenreichen Forschungsgegenstand auf 104 Textseiten abzuhandeln gedachte.

Zwar grenzt Schwarz in der Einleitung zu seiner Studie sein Erkenntnisinteresse deutlich ab. Auf den ersten Seiten ist zu lesen, daß er die *„soziale Vermittlerrolle des bürgerlichen Vereinswesens"* am Beispiel der Entwicklung des Assoziationswesens an der Saar bis Mitte des 19. Jahrhunderts thematisieren wolle. Die Frage nach dem Verein als *„Forum der sozialen Kommunikation von alteingesessenem Stadtbürgertum und zugezogener beamteter Intelligenz"* stehe im Zentrum der Arbeit. Insbesondere gelte es zu klären, ob das Vereinswesen einen *„Wandel der lokalen Eliten"* einleitete. (S. 12).

Diese Fragestellung wird in den folgenden Kapiteln aber nicht konsequent verfolgt. Zu vieles wird nur angerissen und der einleitend skizzierte, stringente Analyseansatz nicht durchgehalten.

So verzichtet Schwarz einerseits auf jegliche einleitende Begriffsdefinition sowie auf eine theoretisch-methodische Standortbestimmung. Der Autor formuliert weder aus, was er unter einem 'Verein' versteht, noch wie die zeitgenössische Rechtslage hinsichtlich des Vereinswesens aussah. Es werden z. B. bezüglich der gesellschaftlichen Gliederung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Begrifflichkeiten aus – in der Geschichtswissenschaft durchaus kontrovers diskutierten – sozialen Schichtungsmodellen eingeführt, ohne deren Provenienz und Bedeutungsgehalt explizit zu benennen. Der Titel der Studie enthält andererseits implizit den Hinweis auf einen kommunikationstheoretischen Ansatz, der theoretische Zusammenhang, dem die Vokabel *„soziale Kommunikation"* entsprungen ist, wird dem Leser durch den Autor allerdings nicht erschlossen.

Daneben stehen einzelne Teile der Studie einfach ziemlich unverbunden nebeneinander, ohne daß Schwarz die überzeugende Zusammenführung der einzelnen Untersuchungsstränge gelingt. Da ist eine kleine Vereinsgeschichte, eine kleine Geschichte des gesellschaftlichen Lebens und eine kleine Geschichte der 48er Revolution im Saarraum der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Schließlich – und dies ist entscheidend – bleibt die Studie stets auf einem recht deskriptiven Niveau. Weder die Art der Einbettung des Untersuchungsgegenstandes in den historischen Kontext noch die weiterführende Analyse kann den Leser hinreichend zufriedenstellen.

Sicherlich – die historischen Grundlagen und Entwicklungen des frühen Vereinswesens an der Saar, die vielfältigen Zielvorstellungen und Tätigkeitsbereiche der bürgerlichen Initiatoren und Träger dieses Vereinswesens stellt der Autor detailliert vor. Er vermag, den gelungenen Integrationsprozeß von zugezogenen Beamten ins alteingesessene Stadtbürgertum Saarbrückens nachzuzeichnen, der durch den *„sozialen Katalysator"* (S. 102) des Vereinswesens erst ermöglicht wurde. Schwarz belegt die überaus starke Kooperation der Vereine, die sich in zahlreichen Gemeinden der Region den unterschiedlichsten Betätigungsfeldern widmeten. Als Ursache hierfür kann er die enge personelle Verflechtung des weitgehend kryptopolitischen saarländischen Vereinswesens der Frühphase festmachen, in welchem das arrivierte Bürgertum dominierte und eine kleine akademische und ökonomische Elite die maßgeblichen Posten besetzte. Mehrfachmitgliedschaften vernetzten die einzelnen Assoziationen miteinander.

Die Problematik der Arbeit liegt aber darin, daß Schwarz sich beispielsweise an einer Darstellung der politischen Vereinskultur im Vormärz versucht, ohne auch nur ansatzweise den politikgeschichtlichen Kontext dieser Epoche zu umreißen. Gleichwohl schreibt er über die Rolle der Saarvereine in der 1848er Revolution, unterläßt jedoch nahezu jegliches Wort über das historische Ereignis selbst. So finden wir im Text die Aussage: *„In ihren Sitzungen entwickelten die Mitglieder der politischen Assoziationen vielfältige Aktivitäten: Sie wählten den Vorstand sowie Ausschüsse, arbeiteten Petitionen sowie Flugschriften aus und führten Diskussionen."* (S. 91). Das tut wohl heute noch jede Bürgerinitiative. Was stand aber in diesen Petitionen und Flugschriften? Welche Auswirkungen hatten diese Aktivitäten im politischen Geschehen der Untersuchungsperiode? Hier läßt uns der Autor einfach im Stich.

Des weiteren spricht Schwarz das sozialpolitische Engagement und die sozialpolitische Intention einiger Vereine in Reaktion auf die Erscheinung des modernen Pauperismus an, ohne auf den demographisch-sozialgeschichtlichen Hintergrund des untersuchten Zeitabschnitts einzugehen. Dazu schließt die Studie ziemlich unmotiviert irgendwann im Jahre 1849, wobei man einen analytischen Ausblick auf die weitere Entwicklung des Vereinswesens vermißt, für das die Revolution eine wesentliche Weichenstellung bedeutete.

Fairerweise muß eingeräumt werden, daß sowohl die politische Geschichte als auch die Sozialgeschichte der Saarregion im 19. Jahrhundert im Sinne einer modernen Historiographie noch große Forschungslücken aufzuweisen hat. Die zahlreichen gesellschafts- und sozialhistorischen Aspekte, welche Hans Schwarz in seiner Dissertation anspricht, sollten daher als wertvolle Anregungen für weiterleitende Forschungen dankbar aufgegriffen werden. Besonders der Konnex zwischen dem vormärzlichen Vereinswesen und demjenigen der Hochindustrialisierungsperiode ab 1870 wäre noch herzustellen. Was geschah in der zweiten Jahrhunderthälfte?

Spannend wäre auch die Frage, in welcher Weise die Saarvereine bis zum Kriegsjahr 1870 ihre grenzüberschreitenden Kontakte ins nahegelegene Lothringen pflegten. Im September 1848 beging die Saarbrücker Bürgerwehr ihre Fahnenweihe jedenfalls noch zusammen mit der Nationalgarde von sieben lothringischen, d. h. französischen Ortschaften (einschließlich Metz) sowie den Bürgerwehren aus Gemeinden der bayerischen Rheinpfalz. (S. 97f.).

Alles in allem ist Hans Schwarz' Studie eine reichhaltige Fundgrube für einschlägig Vorgebildete, für historische Laien ist dieses Buch aber nur von eingeschränktem Erkenntniswert.

Stefan Leiner

Der verlorene Fluß

Richard van Dülmen, Eva Labouvie (Hg.), Die Saar. Geschichte eines Flusses, Röhrig-Verlag, St. Ingbert 1992.

„Lachse und Forellen in einigen Jahren wieder in der Saar", prognostizierten vor einigen Monaten saarländische Angler und mit ihnen die Saarbrücker Zeitung. Der begehrte Fisch nach knapp hundertjähriger Verbannung aus saarländischen Gewässern wieder auf dem heimischen Gabentisch?

Warum Lachse und Forellen verschwanden, wie die sukzessive Umwandlung der Saar vom Nahrungsmittellieferanten zur industriellen Abflußrinne erfolgte, ist zentrales Thema einer Studie, die kürzlich die Saarbrücker HistorikerInnen Eva Labouvie und Richard van Dülmen herausgegeben haben. „Die Saar. Geschichte eines Flusses", so der Titel des etwa 500 Seiten dicken Buches, betritt Neuland gleich in zweifacher Hinsicht. Regional liegen zwar die Berichte von Pfannenschmied und Tille zur Saarflößerei bzw. von Böcking zur Saarschiffahrt vor, welche jedoch nur ganz bestimmte Aspekte der Flußgeschichte herausgreifen. Dagegen unternimmt die aktuelle Studie den *„Versuch einer Verbindung von Natur- und Wahrnehmungsgeschichte, Alltags- und Umweltgeschichte"*. National geht das Saar-Projekt weit über das hinaus, was wir über die Geschichte anderer Flüsse – etwa des Mains, der Wupper, des Rheins und jüngst der Elbe – erfahren.

Die Geschichte eines Flusses zu schreiben ist außergewöhnlich. *„Flüsse, Meere, vor allem das Wasser schlechthin, erscheinen als gleichbleibende Grundgegebenheiten, denen keine Geschichte zu eigen war und ist."* Flüsse bieten sich jedoch wie kein anderes Medium an, den Einfluß des Menschen auf die Gestalt und das Eigenleben der Umwelt wie umgekehrt ihre Wirkung auf den Menschen darzustellen; sie sind paradigmatisch für das Verhältnis von Mensch und Natur. Die geschichtliche Aufarbeitung kann zu einer kritischen Bewußtwerdung unseres Umgangs mit Natur beitragen; *„die Grenze menschlicher Gestaltungsfähigkeit von Natur sollte gerade deshalb mit Bewußtsein gezogen werden"*.

Das Buch beginnt, wie solche Bücher anscheinend beginnen müssen. Mit einer stark geographisch-geologisch orientierten Darstellung zum „Naturraum im Wandel". Alois Prediger unternimmt einen Streifzug durch die Jahrtausende von der Herausbildung der Flußlandschaft, den geologischen Veränderungen bis zur allmählichen Besiedlung durch den Menschen. Obwohl er seine wissenschaftliche Herkunft nicht ganz verleugnen kann – dafür sorgen die für Fachfremde kaum nachvollziehbaren Begriffe wie „Härtlinge", „Trochitenkalk", „Kramme", „Glamenbildung", „Zelgen", „Zerrunsung" -, so verdeutlicht er an Beispielen wie der Rodung der Auenwälder, der Besiedlung von Flußterrassen, der landwirtschaftlichen Nutzung die schon frühzeitigen Einwirkungen der Menschen auf die Flußlandschaft.

Die Landwirtschaft im Saartal ist auch Thema des Beitrags „Gärten, Felder und Wiesen" von Paul Thomes. Hierunter faßt der Autor jedoch nicht nur Ackerbau und Gemüseanbau und ihre Veränderungen infolge künstlicher Düngung und neuer Anbaumethoden, sondern auch den Wein- und Obstanbau. Doch die Landwirtschaft besaß *„kaum eine Chance sich zu behaupten. Das Areal ward und wird für die Besiedlung und die Infrastruktur dringender benötigt"*.

Bedeutende Veränderungen erfährt der Fluß ab dem 10. Jahrhundert durch die gewerbliche Nutzung. Antje Fuchs kommt in ihrem Beitrag „Der genutzte Fluß" auf die vielfältigen Gewerbe zu sprechen, welche sich nach und nach an den Flußufern ansiedelten: Mühlen, Hammer- und Pochwerke, Fischerei, Gerbereien sowie die Transportgewerbe Flößerei und Schiffahrt. Schon früh führten die unterschiedlichen Nutzungsinteressen zu Konflikten: Die Flößerei etwa benötigte viel Wasser zum Transport von Baumstämmen, während die Mühlen das Wasser lieber zur Verstetigung des Wasserzulaufs aufstauten. Versuchten die Grafen und Herzöge zunächst solche Konflikte durch Verordnungen auszuräumen, so zeigt die Autorin am Beispiel des Niedergangs der Fischerei die einseitige Einflußnahme der staatlichen Behörden zugunsten der Industrie.

Wenn auch nicht im Buch, so knüpft Joachim Jacob mit seiner Darstellung doch thematisch an die vorindustrielle Nutzung an. Er greift in seinem Artikel „Aneignung und Entfremdung eines Elements: Der industrielle Gebrauch der Saar" die drei Kategorien von Nutzungsformen auf, die bereits vor der Industrialisierung bestanden: *„Wasser als Nahrungsmittel (direkt als Trinkwasser für Menschen und Tiere, indirekt als Bewässerungssystem), Wasser als Transportsystem sowie als Antriebsmittel."* Im Verlauf des 19. Jahrhunderts verändern sich diese Nutzungsarten: aus hölzernen

Wasserrädern wurden Stahlturbinen, aus Uferbauten und Flußbereinigungen wurden Kunstwasserstraßen, aus Dorfbrunnen wurden Trinkwassertürme und Wasserfernversorgung. Hinzu kam die Nutzung des Flusses als Abwasserrinne und als Kühlwasser für Maschinen und Anlagen; Veränderungen, die es im Gegensatz zum Autor, gerechtfertigt erscheinen lassen, von einer neuen Qualität der Wassernutzung zu sprechen. Sehr erfrischend sind die Abschnitte zur Wasserversorgung und zur Abwasserbeseitigung, über die bisher noch wenig bekannt war. Die schleichende Vergiftung und Verschmutzung der Saar durch die Abwässer der Gruben, der Hütten und der Städte ab Mitte des 19. Jahrhunderts führte nicht nur dazu, daß das Flußwasser für die Trinkwassergewinnung unbrauchbar war, sondern daß es nicht einmal mehr für viele Industriebereiche genutzt werden konnte. Offen läßt der Autor, wie es einzelnen Städten und Industriebetrieben gelingen konnte, über Jahrzehnte ihre Abwässer ungeklärt in die Saar zu leiten. So erhielt die Stadt Saarbrücken zwar bereits 1906 vom Regierungspräsidenten in Trier die Anweisung zum Bau einer Kläranlage, doch kommt diese erst 1936 zur Ausführung. Auch die Dillinger Hütte kann bis heute – da keine entsprechenden Auflagen bestehen – Teile ihrer Abwässer ungeklärt in die Prims und damit die Saar einleiten. Am Ende dieser systematischen Zerstörung stand „der verlorene Fluß", *„eine 'gestylte' Wasserrinne, der Landschaft eingepaßt, deren Wasserstand, Fließgeschwindigkeit und Fallhöhe zentimetergenau zu berechnen sind, die in einem schnurgeraden Bett der nächsten*

Wasserrinne zustrebt und deren Inhalt – das Flußwasser – nur noch nach schwersten mechanischen, biologischen und chemischen Eingriffen als Trinkwasser zu benutzen ist".

Eine solche Klarheit und Mut zur Position hätte man sich auch von Rudolf Kretschmer erwartet. Er kommt ebenfalls in seinen Ausführungen „Vom Treidelpfad zur Autobahn: Das Flußtal als Verkehrsweg" neben Brücken, Furten, der Eisenbahn und den diversen Kanalisierungsplänen seit dem 15. Jahrhundert auf den Ausbau zur Großschiffahrtsstraße zu sprechen. Wir erfahren zwar etwas über die Freigabe der Strecke im Oktober 1987, zu einer wirtschaftspolitischen oder gar umweltpolitischen Einschätzung sieht sich der Autor allerdings nicht in der Lage.

Im Gegensatz zu Kretschmer bringt Armin Heinen im Abschnitt „Der künstliche Strom – Leben in begrenzter Natur" die Dinge auf den Punkt. Aus mehreren Gründen gehört sein Beitrag zu einem der Höhepunkte der Publikation. Am Beispiel der ständig wiederkehrenden Hochwasser macht der Autor die Gefahren deutlich, die vom Fluß ausgingen. Nicht zuletzt diese Erfahrungen waren ausschlaggebend für den Ruf nach Schutzmaßnahmen, welche sich in den zahlreichen Regulierungsarbeiten und dem Bau von Dämmen niederschlugen. Heinen benennt aber die ökologischen Auswirkungen der Kanalisation: Zerstörung der Auenwälder, Ausrottung von Tierwelt und Flora, Verlangsamung der Fließgeschwindigkeit, Verminderung der Sauerstoffaufnahme usw. Und er bietet Hypothesen an, warum die Saar bis in die 60er Jahre als der schmutzigste Fluß Westdeutschlands galt: Überforderte Behörden und Kommunen, Vorrang der Produktion, *„die günstige Grundwasserversorgung, die eine Entkoppelung des Grundwasserproblems von der Abwassereinleitung ermöglichte"*, sowie das exekutiv schwache Völkerbundregime, das den Aufbau einer Abwasserwirtschaft verzögerte.

Einen ganz anderen Aspekt der Nutzung der Saar beleuchtet Michael Jung. Bereits im 19. Jahrhundert dient die Saar der Freizeitgestaltung, ein Resultat der Entstehung der Industriegesellschaft mit ihrer Trennung in Arbeitszeit und Freizeit. Über Schwimmanstalten, Strandfeste, Schwimmvereine, Ausflugsverkehr, Angeln und Kanusport spannt er seinen Bogen bis zum „sanften Tourismus" unserer Tage. Sein Fazit: *„Der Fluß erfuhr nicht nur für ökonomische Zwecke, sondern auch im Zusammenhang mit seiner Entdeckung als Erholungsraum einen Kultivierungsprozeß von den ersten Badeanstalten über die Parkanlagen bis hin zu den Sportboothäfen."*

Zwei weitere Beiträge sind der Wahrnehmungsgeschichte der Saar durch die Jahrhunderte gewidmet. Eva Labouvie untersucht zwei unterschiedliche Kategorien von Quellen: Reisebeschreibungen und Sagen. Sie unterläßt es aber erfreulicherweise, wie sonst üblich, ausführliche Zitate von mehr oder minder bekannten Persönlichkeiten anzuführen, die es irgendwann einmal an die Saar verschlug, die nichts anderes bezwecken, als die Bedeutung der hiesigen Region aufzuwerten. Statt dessen gelingt es ihr, die jeweiligen Reisebeschreibungen in den entsprechenden gesellschaftlichen und kulturellen Kontext einzuordnen: Auffallend ist etwa im 16. und 18. Jahrhundert das Desinteresse an der Saar als Flußlauf. Das Hauptaugenmerk richtete sich auf die Städte und ihre Sehenswürdigkeiten. Die Natur und damit auch der Flußlauf galten als marginale Selbstverständlichkeit. Erst die Romantik führt den Reisenden *„aus der Stadt hinaus in deren natürliche Umgebung, deutliches Kennzeichen eines sich entwickelnden Interesse an der unbebauten Naturlandschaft"*. Im 19. und 20. Jahrhundert verändern sich diese Blickweisen schnell. Lange Zeit, aber insbesondere in der Völkerbundzeit, wird versucht, die Saar als regionalen Bezugspunkt herauszustellen und aus der Abwasserrinne eine saubere Idylle zu machen. Erst in den 60er Jahren – so die Autorin – mehren sich Zweifel an der Vereinbarkeit von Technik und Natur. Und heute: Die *„in den 80er Jahren beginnende 'Neo-Romantik' ist in den letzten Jahren zum allgemeinen Trend geworden, der sich mittlerweile auf den gesamten Saarfluß bezieht. Umweltarchitekten, Städte- und Raumplaner und nicht zuletzt die Touristikindustrie sorgen seit längerem wieder für eine Annäherung von Mensch und Fluß"*.

Herausragend ist der Abschnitt zu den Sagen. Eva Labouvie setzt die Sagen um Saar und Saartal in Beziehung zu den Lebensbedingungen am Fluß. Denn die Sagen sind nicht nur Dichtung und Spekulation, sondern sie spiegeln die kollektiven Ängste, Befürchtungen und Phantasien der Flußbewohner wider.

Und so tummelt sich in und an der Saar so ziemlich alles, was die Sagenwelt aufzubieten hat: Feen, weiße Frauen, Zwerge, weiße Wichtel, aber auch Geister,

Widergänger und gar der Teufel. Doch diese Figuren tauchen keinesfalls willkürlich auf, sondern es *„wird eine gewisse Typologie der Sageninhalte und -figuren augenfällig, die zum einen aus einer symbolischen Zuordnung von Fluß- oder Uferabschnitten zu ganz typischen Erzählstoffen, zum anderen aus den landschaftlich – natürlich oder zivilisatorisch – bedingten Besonderheiten der jeweiligen Bereiche des Flußlaufs und den Möglichkeiten, die gerade sie zu vielfältigen Spekulationen abgeben, resultieren"*. Während so im Quellbereich der roten und weißen Saar vermehrt Feen, Quellnixen und geheimnisvolle Jungfrauen baden, treiben im Mündungsabschnitt mit seinen schroffen Felsen Berggeister, Aufhocker und 'Wilde Jäger' ihr Unwesen.

Analog für die bildlichen Zeugnisse untersucht JÜRGEN HANNIG die „Ikonographie einer Flußlandschaft". Auch hier wird bis ins 20. Jahrhundert versucht, alle Anzeichen von der schmutzigen Saar-Industrielandschaft zu tilgen: in den Druckgraphiken des 18. Jahrhunderts, die alleine der Repräsentation der Herrscher dienen, in den idyllischen Landschaftsdarstellungen für die ersten bürgerlichen Eisenbahntouristen, aber auch in den ersten Fotographien von Hüttenwerken, wo die Industrieanlagen immer als Teil ihrer natürlichen Umgebung dargestellt werden. Bis heute – so Hannig – haben sich solche Idealisierungen in den Hochglanzbroschüren und Faltblättern der modernen Fremdenverkehrswerbung erhalten: *„Sie geben eher den allgemeinen Vorstellungen und Sehnsüchten der vermarkteten Freizeitgesellschaft der Bundesrepublik Ausdruck, als daß sie für eine besondere Befindlichkeit der Menschen an der Saar typisch wären."*

Einen völlig anderen Zugang sucht Eva Labouvie in der „Historischen Reise entlang der Saar von Abreschviller bis Konz". Sie fragt nach der Entstehungsgeschichte der am Fluß liegenden Orte, aber auch nach lokalen Eigentümlichkeiten und Besonderheiten an den verschiedenen Abschnitten des Flußlaufs. Den Schwerpunkt setzt die Autorin auf Fakten aus der Herrschafts- und Kirchengeschichte sowie auf kunstgeschichtliche Details. Nur andeutungsweise gelingt in diesem Abschnitt die „Verbindung von Natur- und Alltagsgeschichte", was aber nicht zuletzt in der sehr lückenhaften Quellenlage begründet sein dürfte. Informativ ist das Kapitel vor allem für die BewohnerInnen der insgesamt 35 angesprochenen Städte und Dörfer, die so zum ersten Mal einen Zugang zur Geschichte ihres Heimatortes gewinnen könnten. Gewisse Überschneidungen ergeben sich mit dem Beitrag von ROLF WITTENBROOCKS „Saarstädte, Urbanisierung am Fluß". Insbesondere anhand der Beispiele Saarbrücken und Saarlouis stellt er die Rolle der Saar für die Stadtbildung seit der Römerzeit heraus.

Alles in allem: mit dem vorliegenden Band haben die AutorInnen Maßstäbe gesetzt, die methodische und inhaltliche Impulse für weitere Untersuchungen etwa auf lokaler Ebene geben können. In vielen Fällen gelingt es, den zeitlichen Bogen bis zur Gegenwart zu spannen, auch wenn die Zeitspanne zwischen 1935 und 1980 zu kurz kommt. Wahrscheinlich nicht ganz auszuschließen sind bei einem Sammelband die Mehrfachbehandlung bestimmter Themenbereiche (Kanalisierung) oder sich widersprechende Angaben.

Hans Henning Krämer

Es ist ja schließlich ein DuMont

Fred Oberhauser: Das Saarland. Kunst und Kultur im Dreiländereck zwischen Blies, Saar und Mosel, DuMont Kunst-Reiseführer, Köln 1992, 408 Seiten, mit 28 farbigen und 65 Schwarz-Weiß-Abbildungen auf Bildtafeln, 180 Zeichnungen, Karten und Abbildungen.

Nun hat also auch das Saarland seinen Platz in der renommierten Reihe des DuMont-Verlages gefunden: keine ganz leichte Aufgabe für den Autor – im Lande bekannter langjähriger SR-Mitarbeiter -, verbindet doch wohl der Kunstinteressierte das Saarland nicht gerade mit einer üppigen Kulturlandschaft, wie man sie von der DuMontschen Buchreihe gewohnt ist. Wäre es also nicht eine naheliegende Überlegung, das Panorama der 'Kunstdenk-

mäler' auszuweiten und die lebendige, praktizierte Kultur bzw. die für das Saarland charakteristische 'Industriekultur' einzubeziehen oder sogar beherzt in den Vordergrund zu rücken? So weit mag der Autor sich denn doch nicht aus dem vorgegebenen Rahmen herauszubewegen, aber immerhin besteht keine Scheu, neben Ludwigskirche und Schloß auch Förderturm, Schlafhaus und Arbeitersiedlung in Abbildung und Darstellung aufzunehmen. Das Stichwort der 'Industriekultur' (das nicht nur die Seite der Baudenkmäler umfaßt) ist dem Autor nicht fremd; das Thema ist ja auch wenigstens in Teilbereichen bzw. ersten Forschungsresümees bereits aufgearbeitet worden.

Die allgemeinhistorische und kulturhistorische Einleitung bietet gerade in dieser Hinsicht Gelegenheit, dem Leser Hintergrundwissen zur Verfügung zu stellen. Es werden darin Grunddaten der saarländischen politischen Geschichte und einige alltagsgeschichtliche Strukturelemente angesprochen, etwa das Vereins- oder das Festwesen; die Beschränktheit des Raumes und der Zwang zu 'flotten' Formulierungen im Kontext eines Reiseführers belassen dies freilich ziemlich an der Oberfläche. Der Stoff hätte noch etwas mehr auf die spezifischen Gegebenheiten einer 'Grenzlandgeschichte' und die sozialgeschichtlichen Besonderheiten hin fokussiert werden können.

Der Hauptteil des Buches behandelt nach den verschiedenen Orten bzw. Regionen akribisch die kulturellen Sehens- und Denkwürdigkeiten des Landes, in erster Linie architekturgeschichtliche (zu fragen ist gelegentlich, ob nicht Weglassungen der Lesbarkeit gut getan hätten; Vollständigkeit braucht sicherlich nicht angestrebt zu werden). Die Zugangsweise einer positivistischen Beschreibung enthält sich zumeist der Interpretation. Der barock-absolutistische und der bürgerliche Repräsentationsbau ist ebenso vertreten wie die schlichte Dorfkirche, die Fabrikarchitektur und das Arbeiterhaus. Die Diskussion um den Umgang mit der funktionslos gewordenen Hinterlassenschaft des 'eisernen' Zeitalters (Stichwort z. B. Völklinger Hütte) wird angesprochen. In kurzen eingeschobenen Beiträgen werden Blicke über die Landesgrenze in die benachbarten Regionen (Lothringen, Luxemburg, Pfalz, Moselland) geworfen. Die Moderne kommt etwas stiefmütterlich weg: Spuren postmodernen Bauens – erwähnt wird etwa das Heizkraftwerk Römerbrücke – hätte man, so spärlich sie auch sind, weiter nachgehen können.

Das Buch ist benutzerfreundlich ausgestattet mit architekturgeschichtlichem Glossar, Registern und Übersichten über kulturelle Einrichtungen und Ereignisse sowie praktischen Reiseinformationen. Bemerkenswert, daß auch Stätten des Widerstands und der Verfolgung registriert werden.

Über die naturräumliche Gliederung des Landes und die Flora der saarländischen Kalkgebiete informieren in Kurzbeiträgen Heinz Quasten und Detlev Arens.

Das Buch bietet Fremden Orientierung, um Zielpunkte und Interessenschwerpunkte für den Besuch auszumachen, macht aber sicher auch Einheimische mit bemerkenswerten Dingen bekannt, denen sie bislang keine Aufmerksamkeit geschenkt hatten.

Edwin Dillmann

Publikations-Hinweis

Am 17. Dezember 1992 wäre Carl Büch 100 Jahre alt geworden. Rechtzeitig zum Jubiläum soll eine Publikation über Leben und Werk erscheinen, die von K. E. Kugler, F. P. Wilhelm und D. Heinz erarbeitet wird und über den Heimatkundlichen Verein Gersweiler bezogen werden kann.

In den früheren SAARBRÜCKER HEFTEN war Carl Büch ein gerngesehener Autor. Deshalb möchten wir an dieser Stelle auf die Veröffentlichungen des Gersweiler Heimatforschers in dieser Zeitschrift hinweisen:

19/1964 Carl BÜCH: Die Gersweiler Kohlegruben im 18. und 19. Jahrhundert

20/1964 Carl BÜCH: Die Gersweiler Steingutfabrik bei Saarbrücken

21/1965 Carl BÜCH: Die Gersweiler Glashütten

22/1965 Carl BÜCH: Die Krug- und Kannenbäcker von Krughütte

23/1966 Carl BÜCH: Die Stangenmühle und die Gründung der Klarenthaler Dampfziegelei

25/1967 Carl BÜCH: Alte Glashütten und Ziegeleien in Klarenthal

26/1967 Carl BÜCH: Der Aschbacher Hof und seine Geschichte

27/1968 Carl BÜCH: Gersweiler Kriegschronik 1870

36/1972 Carl BÜCH: Alte Dorfwirtschaftshäuser in Gersweiler-Ottenhausen aus dem vorigen Jahrhundert

Dirk Bubel: 1977 – 81 Mitherausgeber von „Versuche", Saarländische Zeitschrift für Literatur und Graphik. 1982 – 84 Kleinbauer in Griechenland. 1987 – 1989 Mitarbeiter des Literaturbüros in Saarbrücken. Seit 1989 Projektberatung bei Arbeit und Kultur Saarland GmbH.

Michael Buselmeier, geb. 1938 in Berlin. Lebt in Heidelberg. Schriftsteller und Literatur-Kritiker. Zuletzt erschienen im Verlag Wunderhorn: „Schoppe – ein Landroman" und „Literarische Führungen durch Heidelberg". Letzter Lyrik-Band: „Erdunter", 1992.

Dr. Edwin Dillmann, wissenschaftlicher Mitarbeiter am historischen Institut der Universität des Saarlandes, promovierte über das Thema: „Schule und Volkskultur".

Ellen Diesel, geb. in Ottweiler. Diplom für Grafik-Design, Studium der Kunsterziehung. Bis 1980 Lehrerin, danach Arbeit als Kunsttherapeutin an einer psychiatrischen Klinik in Saarbrücken. 1978 erste Veröffentlichung einer Lyrik-Sammlung. Künstlerische Arbeiten im Bereich Grafik und Buchillustration, Textveröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften, Rundfunkbeiträge.

Sokrates Evangelidis, geb. 1963, tätig als freier Journalist für Hörfunk und Zeitung.

Dr. Hans Horch: Sozialwissenschaftliches und germanistisches Studium in Hannover. Beschäftigung in der Erwachsenenbildung. Soziologische und historische Publikationen, populärwissenschaftliche Radiosendungen, Essays.

Hans-Henning Krämer, geb. 1962, Studium von Musikwisssenschaft, VWL und Politik in Saarbrücken und Berlin. Berufliche Tätigkeit im Bereich erneuerbarer Energie. Publikationen zur Neuesten Geschichte und Umweltproblematik.

Stefan Leiner M. A., geb. 1963, arbeitet z. Zt. als Historiker an der Universität des Saarlandes in einem Forschungsprojekt zur „Stadtentwicklung im deutsch-französisch-luxemburgischen Grenzraum im 19. und 20. Jahrhundert". Studienschwerpunkte sind dabei „Wohnen und Wohnungsbaupolitik 1870 – 1930" sowie „Die Binnenwanderungsbewegungen in den Industriestädten 1856 – 1914".

Pierre Lepape, arbeitet seit 30 Jahren als Journalist, seit 1985 bei LE MONDE, wo er gegenwärtig die Literatur-Redaktion betreut. Er ist Autor eines Werkes über die Revolutionen im 20. Jahrhundert (Les revolutions du XXiéme siécle, Denoël, 1972), einer Publikation über die Presse (Denoël, 1974) und eines biographischen Essays über Diderot (Flammarion, 1990). Im Jahre 1963, im Alter von 22 Jahren war er „technischer Berater" der Regierung Benbella in Algér.

Uwe Loebens, geb. 1958. Studium Sozialwesen in Kiel und Graphik-Design in Saarbrücken. Seit 1988 freier Maler. Einzelausstellungen in Saarbrücken und Ausstellungsbeteiligungen u. a. in Trier und Mainz.

Nils Minkmar, promoviert zur Zeit über Ehrvorstellungen im Colmar des 16. Jahrhunderts.

Bernd Nixdorf, geb. 1961, kaufmännische Ausbildung mit anschließender Arbeitslosigkeit. Dem Saarland zum Trotz von Anglomanie besessen, studiert z. Zt. Philosophie an den letzten Überesten des philosophischen Institus der Universität Saarbrücken.

Dr. Gerhard Paul, Politikwissenschaftler. Privatdozent an der FU Berlin und wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Forschungsprojekt „Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935 – 1945". Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt (m. K. M. Mallmann): „Herrschaft und Alltag. Ein Industrierevier im 3. Reich", Berlin 1991.

Erhard Schmied, geb. 1957. Aufgewachsen in der Nähe von Frankfurt. Abgebrochene Lehre, Studium der Psychologie. Veröffentlichungen in Zeitungen, Anthologien und im Funk. War 1984 Stadtteilautor von Saarbrücken-St. Johann. Zahlreiche Auszeichnungen und Literatur-Preise. Letzte Veröffentlichung: „Die andere Seite des Wahnsinns".

Dr. Dietmar Schmitz, politikwissenschaftliches und germanistisches Studium u. a. in Wien, Bern und Berlin. Tätigkeiten als Gymnasiallehrer, in der Privatwirtschaft, im Presserefent des Saarländischen Umweltministeriums. Seit 1988 Beschäftigung in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung. Journalistische Tätigkeit.

Dr. Ralph Schock, Studium der Germanistik und Philosophie in Saarbrücken. Literaturredakteur beim Saarländischen Rundfunk. Veröffentlichungen: Dissertation über Gustav Regler, „Saarkampf 1935" und andere Publikationen zur Region.

Dr. Rolf Schwendter, geb. 1939 in Wien. Erfolgreiche Absolvierung mehrerer Studien. 1962 dr. jur., 1968 dr. phil. Freischaffender Liedermacher. Lehrtätigkeiten an verschiedenen Universitäten. 1979 „Theorie der Subkultur". Seit 1979 Professor für Devianz-Forschung an der Gesamthochschule Kassel.

Prof. Dr. rer. nat. Reinhard Wilhelm, Dipl.-Math. Studium der Mathematik und Informatik an der Westf. Wilhelms-Universität Münster, der TH München und der Stanford University, Promotion an der TU München, 1977, seit 1978 Professor für Informatik an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken, seit 1990 wissenschaftlicher Direktor des Internationalen Begegnungs- und Forschungszentrums für Informatik in Schloß Dagstuhl.

Rolf Wittenbrock, Studium der Geschichte und Französisch in Saarbrücken, Paris und Freiburg. Direktor des Deutsch-Französischen Gymnasiums in Saarbrücken. Arbeiten zur Geschichtsdidaktik in Frankreich und zur Urnbanisierung im Saar-Lor-Lux-Raum.

Wir machen Druck.

Ottweiler
Druckerei
und Verlag
GmbH

O/D

- Prospekte
- Formulare
- Zeitungen
- Festschriften
- Geschäftspapiere

Wir machen Druck.

6682 Ottweiler
Sauermilchstraße 14
Postfach 1148
Telefon (06824) 2097
Telefax (06824) 1660

Zweigniederlassung
6600 Saarbrücken
Parallelstraße 38-39
Telefon (0681) 71001
Telefax (0681) 752529

- Bücher
- Etiketten
- Plakate
- Post- und Kunstkarten
- Endlosdrucke
- Computerformulare
- Trägerbandsätze

hen Druck.